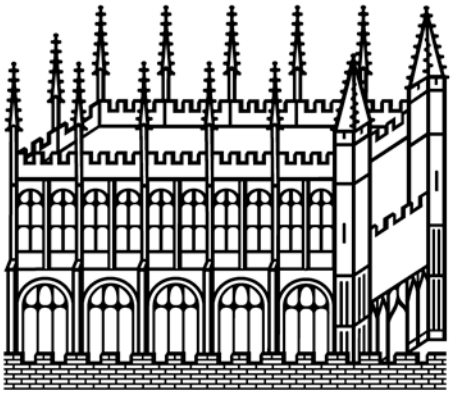


Bodleian Libraries

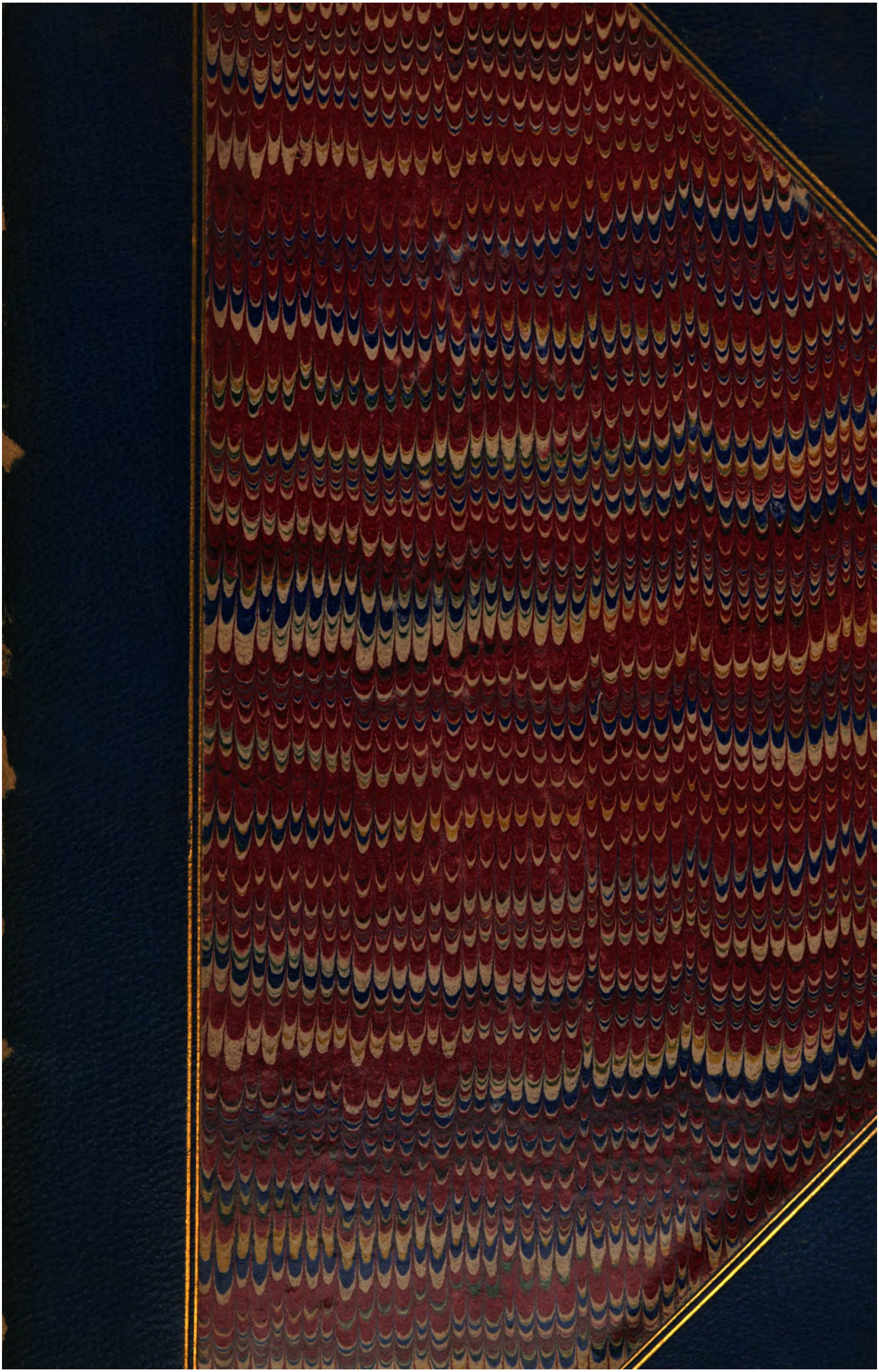
UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



42.12.8.

Ferd. Ritter d. Ä. v. Feder, im Mai 1885.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Briefe und Erinnerungen.

Von

Ferdinand Hiller.

Köln, 1874.

Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Druck von M. DuMont-Schauberg in Köln.

42. k. 8

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Ihrer Majestät,

Victoria,

Königin von Großbritannien und Irland

ehrfurchtsvoll

zugeeignet.

Allergrossmächtigste Königin!

Allergnädigste Königin und Frau!

Die große Nation, welche des hohen Glückes theilhaftig ist, unter Eurer Majestät erhabenem Scepter in freier Gesetzlichkeit zu leben, zu wirken und zu schaffen, zeigt ihre andauernde geistige Verwandtschaft mit dem Volke ihrer alten sächsischen Stammesgenossen vielleicht durch Nichts in ausgeprägterer Weise, als durch die Wärme, mit welcher sie sich die Schöpfungen unserer großen Tondichter seit mehr als einem Jahrhundert zu eigen macht. Wie Shakespeare uns Deutschen zum Nationaldichter, so ist Händel der englische Volkssänger im höchsten Sinne des Wortes geworden. Mozart, Beethoven, Haydn und Weber

fanden in England für ihre unsterblichen Werke, die beiden letzteren auch für ihre Personen, enthusiastische Aufnahme, nachhaltige Bewunderung. Eine wahrhaft herzliche Zuneigung aber wandten die kunstliebenden Einwohner Britanniens unserem großen jugendlichen Meister Felix Mendelssohn-Bartholdy zu. Als Knabe schon in London künstlerisch thätig, wußte er sich alle Herzen zu erobern — man verfolgte mit liebevoll gespanntem Interesse die steten Fortschritte des Jünglings und des Mannes, der sein großartigstes Werk, seinen „Elias," als reifste Frucht seines Genius zuerst bei einem englischen Tonfeste der Künstlerwelt darbot. Zu seinem höchsten Ruhme ward ihm ein Platz zu Theil unter den auserlesenen Geistern, deren Bildnisse das Monument schmücken, welches Eure Majestät nicht nur als Gemahlin, sondern auch als Königin einem Fürsten errichten, der unter den edelsten Förderern menschlicher Cultur eine so hervorragende Stelle einnimmt.

Auch die seltene Auszeichnung, die diesem Büchlein zu Theil wird, den siegreichen Namen Eurer Majestät auf seinem ersten Blatte tragen zu dürfen, erwarb es sich vor Allem durch die Erinnerung an den außerordentlichen Künstler, dem es geweiht ist. Mein Dank ist ein doppelt tief gefühlter. Möchte ein Abglanz

der huldvollen Aufnahme, deren ſich mein herrlicher, allzu früh geſchiedener Freund einſt bei Eurer Majeſtät zu erfreuen hatte, dieſen ihm geweihten, theilweiſe von ihm ſelbſt herrührenden Blättern zu Theil werden.

Ich verharre

Euer Majeſtät

allerunterthänigſter

Dr. Ferd. Hiller.

Vorwort.

Wie die Photographie das Bildniß desſelben Menſchen in verſchiedenartigſter Weiſe wiedergibt, jedes von erkennbarer, keines von erſchöpfender Aehnlichkeit, bis ein Maler kommt — es muß freilich ein wahrer Künſtler ſein — und aus alle den verſchiedenen Lichtbildern, die ſich in ſeinem reinen Auge abſpiegeln, ein Portrait herſtellt, aus welchem jeder Einzelne *das* herauslieſt was *er* im Originale erkannt, und von welchem auch wieder Jeder ſagen muß, es ſtelle den *ganzen* Menſchen dar, — ſo werden die Züge, welche, von Einzelnen aufgefaßt, deren Erkenntniß eines bedeutenden Menſchen wiedergeben, trotz ihrer Aehnlichkeit, an einer gewiſſen Einſeitigkeit leiden, bis ein Biograph — es muß aber der echte ſein — Alles zuſammenfaſſend, was er erſchauen, erfahren, ja errathen konnte, jene Individualität in ihrer vollſtändigen Bedeutung zur Anſchauung bringt. Auch Briefe und mündliche Aeußerungen, in welchen ſich ja Jeder ſelbſt zeichnet, behalten eine photographiſche

Einſeitigkeit, weil ſie immer doch nur einer einzelnen Perſönlichkeit galten, volle Menſchen aber, ſo treu ſie ſich bleiben mögen, verſchiedenen Individualitäten gegenüber ihre geiſtigen Phyſiognomieen modificiren. So werden auch dieſe Blätter, welche ein Lichtbild Mendelsſohn's geben ſollen, wie es ſich in meiner Erinnerung abſpiegelt, vielleicht dem künftigen Biographen desſelben einigen Stoff zuführen, indem ſie den überreich begabten Menſchen von einer neuen Seite — oder wenigſtens von einer Seite vollſtändiger zeigen, als es durch theilweiſe überaus werthvolle Schriften und Sammlungen bisher geſchehen — in ſeinem Verhältniß nämlich zu einem treugeſinnten künſtleriſchen Kameraden, wenn ich mir dieſe Bezeichnung erlauben darf. Denn daß ſein Verhältniß zu mir, auch als ſein frühgereiftes Genie ihn frühe ſchon zum berühmten Manne gemacht, durchaus nicht allein ein freundliches, freundſchaftliches, ſondern ein wahrhaft kameradſchaftliches blieb, gibt ihm ſein eigenthümliches Gepräge.

Sehr habe ich zu bedauern, daß ich während der Jahre, in welchen ich zu verſchiedenen Zeiten mit ihm in vertrauteſter Weiſe verkehrte, noch nicht die Gewohnheit angenommen hatte, meine Begegniſſe aufzuſchreiben. Viele koſtbare Einzelheiten ſind mir entfallen, ſo klar das Bild des Freundes vor meiner Seele ſchwebt.

Aber für das, was ich erzähle, darf ich die unbedingteſte Glaubwürdigkeit in Anſpruch nehmen.

Muſik läßt ſich nicht beſchreiben — die Sprache iſt gänzlich unvermögend, auch nur entfernt den muſicaliſchen Inhalt einer Tondichtung wiederzugeben. Eben ſo läßt ſich denn auch von dem, was den weſentlichſten Inhalt bildet in dem näheren Zuſammenleben zweier Tonkünſtler, nicht viel Einzelnes berichten. Die Stunden, die ich mit Mendelsſohn am Flügel zugebracht, dem Austauſche unſerer muſicaliſchen Anſchauungen Compoſitionen mannigfacher Art, eigene und fremde, unterlegend, waren in gewiſſem Sinne die beſten, die mir mit ihm zu verleben vergönnt waren — aber mehr als das Allgemeinſte davon wiederzugeben, würde mir unmöglich ſein.

Wenn ich anderntheils viele, vielleicht geringfügige Aeußerungen, unerhebliche Züge in Worten oder im Benehmen des liebenswürdigen Freundes aufzubewahren mich bemüht, ſo geſchah es in der Ueberzeugung, daß auch das Kleinſte ein Intereſſe hat, wenn es ſich auf einen großen Menſchen bezieht.

Verehrer Mendelsſohn's haben es mir vorgeworfen, nicht ſchon vor längerer Zeit mit Mittheilungen über ihn hervorgetreten zu ſein. Vielfache Gründe hielten mich davon ab — einer aber vor

allen —, der nämlich, auch nicht der leiſeſten Anklage Gelegenheit zu geben, mit ſeiner Freundſchaft für mich irgend etwas der Oeffentlichkeit gegenüber erreichen zu wollen. So ſtolz ich auf dieſelbe war und bin, — um ſie zu benutzen, war ſie mir zu heilig. Jetzt aber trete ich um ſo freier mit dieſen von dem Dahingeſchiedenen ſo liebenswerthe Züge enthaltenden Blättern hervor, als er, einer der ſchönſten, hellſten Sterne am Himmelsgewölbe deutſcher Kunſt, gerade in ſeinem Vaterlande, von dem Unverſtand, der Urtheilsloſigkeit und dem Neide Angriffe erfährt, welche nur denen, von welchen ſie ausgehen, zur Unehre gereichen; denn den Glanz, in welchem ſein Name ſtrahlt, zu verdunkeln, wird ihnen nimmer gelingen. Das Gold widerſteht dem Roſte.

Und ſo ſei denn dieſer einfache Blüthenkranz in treuer Geſinnung dem unverwelklichen Lorber geſellt, der die lichte Stirn des jugendlichen Meiſters ſchmückt und ſchmücken wird, ſo lange als Vernunft und Empfindung, Klarheit und Tiefe, Freiheit und Schönheit als Bedingungen höchſter Kunſtſchöpfungen gelten werden.

Köln, den 19. September 1873.

Ferdinand Hiller.

I.

In Frankfurt am Main.

Es war im Sommer 1822, in meiner Vaterſtadt, dem ſchönen Frankfurt. Ich war noch nicht elf Jahre alt, aber doch ſchon ein wenig bekannt bei meinen reichsſtädtiſchen Landsleuten als „ein kleiner Clavierſpieler mit langen Haaren“. Die langen Haare waren jedenfalls das Bekannteſte, denn ſie waren ſehr lang. Doch hatte ich auch ſchon einmal, zur großen Bewunderung meiner Schulcameraden, öffentlich geſpielt. Aloys Schmitt gab mir Clavier-Unterricht — ſehr unregelmäßig, denn er reiſte viel —, aber er hatte mich lieb und ich hing mit wahrer Leidenſchaft an ihm. Er war im vergangenen Winter in Berlin geweſen und erzählte bei ſeiner Wiederkehr von einem wunderbaren Knaben, einem Enkel des Philoſophen Mendelsſohn, der nicht allein vortrefflich ſpiele, ſondern auch ſchon Quartette und Symphonieen und Opern componire. Componirt hatte ich nun freilich auch ſchon: Polonaiſen und Rondeaux für Clavier und Variationen auf „Schöne Minka,

ich muß ſcheiden", die mir ſehr brillant ſchienen. Auch trieb ich beim altehrwürdigen Vollweiler Harmonie und Contrapunct mit außerordentlichem Eifer. Aber daß ein Knabe, um wenige Jahre älter als ich, bei ſelbſtcomponirten Opern als Capellmeiſter fungiren ſollte, das ſchien mir doch unerhört, — nur von Mozart hatte ich Aehnliches geleſen. Das war aber eben der Mozart, mehr ein Halbgott als ein Tonkünſtler. Meine Aufregung war daher nicht gering, als eines Tages Aloys Schmitt bei uns eintrat: Felix Mendelsſohn ſei mit Eltern und Geſchwiſtern in Frankfurt eingetroffen und er, Schmitt, werde ihn am folgenden Tage zu uns bringen.

Wir bewohnten ein Haus, welches eigentlich aus zwei Häuſern beſtand: einem ziemlich neuen, mit der Ausſicht auf den Main, und einem damit verbundenen alten, welches, in einer ziemlich engen Straße liegend, den Eingang zu beiden enthielt. Von den Fenſtern der Rückſeite des neuen Gebäudes überſah man den Hof, von einem derſelben auch den ſchmalen Gang, welcher von der Hausthür in den Hof führte. An dieſem Fenſter nahm ich Poſto um die Stunde, zu welcher Schmitt ſich mit dem jungen Felix angekündigt hatte. Ich harrte geraume Zeit in großer Ungeduld, bis ſich die kleine Pforte öffnete und mein Meiſter hereintrat. Hinter ihm her ein Knabe, nicht viel größer als ich; der machte einige gewaltige Sprünge, bis es ihm gelang, mit den Händen die Schultern Schmitt's zu erreichen, auf deſſen Rücken er ſich nun hing und ſo einige Schritte ſich forttragen ließ, dann glitt er behend wieder herunter.

Der iſt luſtig, dachte ich, und lief ſchnell ins Zimmer zu den

Eltern, die Ankunft des mit ſo viel Spannung erwarteten Beſuches anzukündigen. Groß aber war mein Erſtaunen, als derſelbe ausgelaſſene Knabe mit ernſter Würde ins Zimmer trat, und zwar mit Lebhaftigkeit plaudernd, doch eine gewiſſe Gemeſſenheit nicht verlor. Seine Perſönlichkeit imponirte mir faſt noch mehr als alles, was ich von ſeinen Leiſtungen gehört, und ich konnte eine kleine Scheu, ſo lange er blieb, nicht ganz überwinden.

Am folgenden Tage holte mich Aloys Schmitt ab, um mich der Familie Mendelsſohn vorzuſtellen. Ich fand Eltern und Kinder in einem großen Salon des Gaſthofs „zum Schwanen" verſammelt und wurde ſehr freundlich aufgenommen. Unvergeßlich blieb mir der Eindruck der Perſönlichkeit der Mutter, die ich leider nie wiedergeſehen. Sie ſaß, mit einer Handarbeit beſchäftigt, an einem kleinen Tiſchchen. Mit unendlich ruhiger Milde frug ſie mich aus über mein Thun und Laſſen und gewann mein kindliches Zutrauen nach den erſten Worten.

Ein Streichquartett von frankfurter Muſikern war anweſend; außerdem iſt mir nur die Gegenwart Eduard Devrient's im Gedächtniß geblieben, welcher mir nicht allein als ein ſchöner ſchlanker junger Mann ſehr gefiel, ſondern mich auch durch den Vortrag einer Mozart'ſchen Arie entzückte. Es wurde ziemlich viel muſicirt. Viel mehr als Felixens Vortrag eines ſeiner Quartette (ich glaube, es war das in C-moll) imponirte mir die Leiſtung ſeiner Schweſter Fanny, welche das bekannte Rondeau brillant in A-dur von Hummel mit wahrer Virtuoſität ſpielte. Indeß wurde ich doch mit Felix zutraulicher und als er mich zum zweiten Male beſuchte, ſetzte er mich in große Verwunderung. Ich zeigte ihm eine Sonate mit

Violinbegleitung von A. Schmitt; er nahm eine Geige, die auf dem Flügel lag, forderte mich auf, das Stück mit ihm zu ſpielen und führte ſeine Partie, die ſchwierigeren Stellen freilich ein wenig ſkizzirend, mit großer Leichtigkeit und Gewandtheit durch.

So hatte ich denn den Felix Mendelsſohn kennen lernen und begierig horchte ich während der folgenden Jahre auf die Berichte ſo mancher aus Berlin nach Frankfurt kommenden Künſtler, die nicht müde wurden, ſein Lob zu verkünden. Ein voller unvergeßlicher Eindruck ſeines Talents wurde mir erſt ein paar Jahre ſpäter. — Der Cäcilienverein, unter des trefflichen Schelble Leitung, ſtand damals in friſcheſter Jugendblüthe. An einem Uebungsabend im Frühling 1825 war Mendelsſohn, auf einer Ferienreiſe begriffen, zugegen und wurde aufgefordert, etwas zu ſpielen. Man hatte Chöre aus Händel's Judas Maccabäus geſungen. — Felix ergriff einige der hervortretendſten Motive, namentlich die Melodie des Chores: „Seht, er kommt, mit Ruhm gekrönt", und phantaſirte. Ich weiß nicht, was mehr zu bewundern war, die contrapunctiſche Gewandtheit, der Fluß, die Ruhe, mit welcher die Klangwogen hinſtrömten oder das Feuer, der Ausdruck und die außerordentliche Technik, die ſein Spiel charakteriſirten. Er mußte um jene Zeit ſich ſehr in Händel vertieft haben, denn die Figuren, in welchen er ſich bewegte, waren durchaus händeliſch; die Kraft und Deutlichkeit ſeiner Gänge in Terzen, Sexten, Octaven wahrhaft großartig — und doch ging das alles rein aus dem Stoffe hervor, ohne Anſpruch auf Virtuoſität, alles Muſik, echt, lebendige, organiſche Muſik. Hinreißend war es. So oft und ſo herrlich ich in ſpäteren Jahren Mendelsſohn noch gehört, einen berauſchenderen

Eindruck, als der, welchen mir der 16jährige Knabe damals gemacht, habe ich kaum von ſeinem Spiele je wieder gehabt.

Ganz voll von dem Erlebten, begegnete ich am folgenden Tage einem anderen, jetzt längſt verſtorbenen Schüler Schmitt's, einem jungen Manne von einigen zwanzig Jahren. Wir ſprachen von Mendelsſohn und er frug mich: wie viel Zeit ich wohl glaubte, daß es koſten möge, alles das los zu bekommen. Ich lachte. In zwei Jahren, dachte er, werde es ihm bei angeſtrengtem Fleiße wohl gelingen. Es war das erſte Mal, daß mir die Narrheit der Menſchen, welche glauben, Genie einüben zu können, ſo recht deutlich entgegen trat, — aber es war nicht das letzte Mal.

Zu jener Zeit hatte Mendelsſohn, trotz aller lebendigſten Jugendlichkeit in ſeinem Urtheile über Kunſt und Künſtler etwas — wie ſoll ich es nennen? — etwas Ueberreifes, faſt lehrhaft Beſtimmtes, was ſich ſpäter nicht etwa ausgeglichen, ſondern gänzlich verloren hat. Wir fuhren eines Nachmittags zuſammen nach Offenbach zu Hofrath André. Unterwegs ſprach ich davon, daß ich in einiger Zeit zur Fortſetzung meiner muſicaliſchen Studien nach Weimar zu Hummel geſchickt werden ſolle. Felix fand dagegen nichts einzuwenden, ſprach aber von Hummel etwa in dem Tone, in welchem ſich Zelter von ſeiner Höhe herab lobend oder tadelnd in ſeinen Briefen an Goethe über Gott und die Welt ausſpricht. Auch bei André frappirte mich jene etwas altkluge Beſtimmtheit in Mendelsſohn's Urtheil, die aber doch fortwährend mit dem jugendlichſten Enthuſiasmus verbunden war. André, einer der lebendigſten, ſprühendſten, unterrichtetſten Muſiker, der bis ans Ende von einer unzerſtörbaren Friſche blieb, war ſehr ſcharf in ſeinen Ausſprüchen,

wenn auch dabei voller Bonhomie. Er war einer jener in Mozart aufgegangenen Tonkünſtler, die an Alles den Maßſtab Mozart'ſcher Schönheit, Mozart'ſcher Vollendung legten, vor welchen Eigenſchaften denn freilich viele der herrlichſten Sachen die Segel ſtreichen müſſen. Jeſſonda und Freiſchütz machten damals ihre ſo erfolgreichen Reiſen über die Bühnen. André fand Vielerlei auszuſetzen. Mendelsſohn, der alles auswendig wußte, was jener irgend berührte, ſtimmte ihm in Manchem bei, machte in Anderem Oppoſition — ſeine vollſte Anerkennung zollte er jedoch der Inſtrumentationskunſt Spohr's und Weber's. „Wie das Orcheſter behandelt iſt, wie das alles klingt", rief er aus. Mir klingt noch der Ton in den Ohren, mit dem er dergleichen ausſprach und welcher, ich bin davon überzeugt, viel mehr die Folge jenes jugendlichen Nachahmungstriebes war, mit welchem wir es vorzugsweiſe geliebten Lehrern nachzuthun ſuchen, als der Ausdruck ſeines tief beſcheidenen Weſens.

Sogar über Beethoven entſpannen ſich Discuſſionen. Das Stärkſte, was André, der ihn in Wien oft beſuchte, gegen ihn vorbrachte, war eigentlich ſeine Weiſe, zu componiren, in welche der gelehrte Theoretiker Blicke gethan. So erzählte er, daß er die Partitur der A-dur-Symphonie geſehen, in welcher ſich leere Bogen fanden, während die zuletzt beſchriebene mit der zunächſt beſchriebenen Seite in gar keinem Zuſammenhang ſtand. Beethoven habe geſagt, das werde ſchon verbunden werden, aber auf dieſe Weiſe müſſe ja ein Muſikſtück jedes Fluſſes entbehren. Auf dergleichen ließ ſich Mendelsſohn nun freilich nicht entfernt ein, ſpielte nur immerzu ganze und halbe Sätze in ſeiner mächtigen, orcheſtralen Weiſe, über welche ſich André zu ſehr freute, um nicht ſein Kriti-

ſiren, wenigſtens für den Augenblick, gänzlich fallen zu laſſen. Wer hätte auch noch etwas ſplitterrichtern mögen, nachdem er von Felix das Allegretto der A-dur-Symphonie gehört hatte!?

Ein Stammbuchblatt, einen dreiſtimmigen Canon enthaltend, datirt „Thal Ehrenbreitſtein, den 27. September 1827", gibt mir den ſicheren Anhaltspunct meines demnächſtigen Zuſammenſeins mit Mendelsſohn. Ich war in der Zwiſchenzeit bei Hummel in Weimar geweſen, hatte mit dem Meiſter eine Reiſe nach Wien gemacht und ſogar dort mein Opus I, ein Clavier-Quartett, herausgegeben, und arbeitete jetzt im elterlichen Hauſe weiter. Diesmal war es Zufall, daß ich in den Hof ſchaute, als ein junger Mann mit glänzendem Cylinderhut über denſelben ſchritt, den ich nicht erkannte. Er enthutete ſich als Felix Mendelsſohn, erſchien mir aber in ſeinem ganzen äußeren Weſen ſehr verändert. Die Haltung war frei, ſtramm, faſt elegant und hatte nichts von jener etwas bequemen Nonchalance, der er in ſpäteren Jahren oft ſich hingab. Er war in Geſellſchaft von zwei Univerſitätsfreunden auf der Reiſe nach Horchheim, bei Coblenz, begriffen, wo er auf dem Gute ſeines Onkels einen Theil ſeiner Ferien zubringen ſollte. Nur kurz blieb er in Frankfurt, aber lange genug, um mir zu zeigen, daß er inzwiſchen zum Manne herangereift war.

Es war bei Schelble, über welchen hervorragenden Menſchen und Tonkünſtler ich mich um ſo mehr hier ausſprechen muß, als er zu denjenigen Männern gehörte, welche am früheſten den vollen

Werth Mendelsſohn's erkannten, wie er auch deſſen Compoſitionen die einflußreichſte Theilnahme widmete. Schelble, ein durchgebildeter Muſiker, als Clavierſpieler ausgezeichnet durch den warmen, verſtändnißvollen Vortrag claſſiſcher Werke, im Beſitze einer herrlichen männlichen Bariton-Tenorſtimme, welche er in demſelben Geiſte wie ſein Clavierſpiel ausgebildet hatte, war früher in Wien und in Frankfurt auf der Bühne geweſen. Seine großen muſicaliſchen Fähigkeiten hatten ihn mit den bedeutendſten Künſtlern in Verbindung gebracht, er hatte viel bei Beethoven verkehrt und ſtand zu Spohr im freundſchaftlichſten Verhältniß. Trotz der großen Anerkennung, welche ſein Geſang auf der Bühne gefunden, hatte er ſich auf dieſer nie recht heimiſch gefühlt — auch ſcheint ihm jede ſchauſpieleriſche Gewandtheit verſagt geweſen zu ſein. Auf ſeine ſchönen, edlen, ausdrucksvollen, aber faſt immer ernſten Züge, ſeine etwas ſteife Haltung blickend, mochte man ihn für einen Gelehrten oder für einen proteſtantiſchen Geiſtlichen halten — ſicherlich nie für einen Opernſänger. Als ich ihm, als Knabe, zuerſt zugeführt wurde, hatte er dem Theater ſchon ſeit längerer Zeit entſagt, in Frankfurt als Lehrer eine hochangeſehene Stellung erworben und aus kleinen Anfängen ſein wichtigſtes Werk, den Cäcilien-Verein, geſchaffen. Die Eigenſchaften und Talente, welche zur Leitung eines ſolchen Chor-Vereins gehören, hat vielleicht Niemand in ſolchem Grade beſeſſen, wie Schelble. Pianiſt und Sänger, beredt und imponirend, begeiſtert für ſeine Aufgabe, von den Männern verehrt, von den Frauen angebetet, das tiefſte Verſtändniß unſerer Meiſterwerke mit dem feinſten Ohre, dem geläutertſten Geſchmack vereinigend, war ſein Einfluß gleich groß als

Mann wie als Muſiker. Seine Oratorien-Aufführungen, namentlich ſo lange ſie nur mit Clavier-Begleitung Statt fanden (das Orcheſter verwiſcht zu vieles vom guten vocalen Vortrag), mögen zu den beſten gehören, die je Statt gefunden. Auch durchweht ſein Geiſt noch heute jenen Verein, welchen ſein Schüler Meſſer in ſeinem Sinne durch längere Jahre leitete und an deſſen Spitze jetzt der treffliche Capellmeiſter Carl Müller ſteht.

Hatte Schelble auch nur Weniges geſchrieben, ſo war er doch in die tiefſten Geheimniſſe muſicaliſchen Schaffens eingedrungen. Sein Urtheil war im Größten wie im Kleinſten von ganz ungemeiner Schärfe, ſeine Beſprechung ihm vorgelegter Compoſitionen eben ſo eingehend als anregend. Wie er den Knaben Felix ſchon in ſeinen Verein eingeführt und wie dieſer ſich, durch ſeine außerordentliche Improviſationsgabe, die begeiſterte Zuneigung desſelben erworben, ſo war er wohl der Erſte, der außerhalb Berlins Mendelsſohn'ſche Chor-Compoſitionen zur Aufführung gebracht. Ihn ſuchte Felix denn auch alſobald nach ſeiner Ankunft in Frankfurt auf und ich begleitete ihn.

Das Erſte was uns Mendelsſohn hören ließ, waren einige Studien von Moſcheles. Dieſe waren nicht lange vorher erſchienen, Felix ſprach mit großen Lobeserhebungen von denſelben, ſpielte mehrere auswendig mit außerordentlicher Energie und offenbarer innerer Freude. Aber man wollte von ſeinen eigenen Compoſitionen etwas Neues kennen lernen, und da war denn unſere Ueberraſchung groß, als er ſein kurz vorher entſtandenes Streichquartett in A-moll in reizend zarter duftiger Weiſe erklingen ließ. Ihm machte der Eindruck, den wir davon empfingen, um ſo mehr Freude, als die Rich-

tung, der dieſes Stück angehört, in den Kreiſen der Seinigen nicht ſo recht gewürdigt worden war und er ſich damit faſt etwas vereinſamt gefühlt hatte. Und dann ſpielte er die Sommernachtstraum-Ouverture!! Unter vier Augen erzählte er mir, mit welchem Glücke er ſich durch lange Zeit mit dieſem Werke beſchäftigt — wie er in den freien Stunden zwiſchen den Vorleſungen, die er an der berliner Univerſität gehört, auf dem Flügel einer ſchönen Dame, deren Wohnung in der Nähe, daran weiter phantaſirt. „Ich habe faſt ein ganzes Jahr nichts Anderes gemacht," ſagte er. Er hatte wahrlich ſeine Zeit nicht verloren.

Von dem Nichterfolg ſeiner im vorhergehenden Frühjahr in Berlin aufgeführten Oper „Die Hochzeit des Camacho" ſprach er mit einer Miſchung von Humor und nicht ganz überwundener Verdrießlichkeit. Er gab mir ganze Zwiegeſpräche dabei betheiligter Perſönlichkeiten zum Beſten, wobei er dieſelben faſt dramatiſch darzuſtellen ſuchte, ich weiß nicht, mit wie viel Wahrheit, aber jedenfalls mit großer und vergnüglicher Lebendigkeit. Geringe, unſichere Erinnerungen an jene Mittheilungen darf ich aber um ſo weniger aufſchreiben, da uns über dieſe ganze Epiſode aus Mendelsſohn's Leben, Ed. Devrient, welcher der Sache als Freund und Künſtler ſo nahe ſtand, mit den eingehendſten Berichten beſchenkt hat.

Felix lud mich ein, ihn und ſeine Freunde wenigſtens bis Bingen zu begleiten, und gern gaben meine Eltern ihre Einwilligung zum kleinen Ausfluge. In Mainz, wo wir übernachteten, wurde ein kleiner Kahn gemiethet (es war noch die ante-dampfſchiffliche Zeit), mit allerlei Eß- und Trinkbarem befrachtet und

ſo ſchwammen wir heiter den herrlichen Fluß hinunter. Es wurde viel geplaudert, gelacht, bewundert — ſonderbarer Weiſe iſt mir nur ein luſtiges Wort Mendelsſohn's haften geblieben, der einen ſeiner Gefährten mit der Frage überraſchte: „Weißt du, wie eine Lichtputze auf Hebräiſch heißt?“ Als wir nun von Weitem des Mäuſethurmes anſichtig wurden und ich darauf aufmerkſam machte, daß mein Urlaub zu Ende ſei und ich in Rüdesheim abgeladen werden müſſe, wollte man freundlicher Weiſe nicht darauf eingehen, und ich ließ mich denn auch, allzu leicht, bereden, die Fahrt mit fortzuſetzen. Aber die Gefährten ſtiegen in Horchheim aus und ſo fand ich mich Abends einſam in Coblenz, eigentlich in ziemlich mißlicher Lage. Jetzt aber ſteigen die Bilder meiner Rückkehr nach Hauſe ſo heiter vor mir auf, daß mir der freundliche Leſer verzeihen möge, wenn ich ſie mehr zu meiner als ſeiner Befriedigung hier feſtzuhalten ſuche.

Mein bißchen Reiſegeld war gar ſehr auf die Neige gegangen — ich hatte ſchon auf dem Waſſer eine unbeſtimmte Ahnung davon gehabt — aber nicht um Alles hätte ich die Reiſegefährten anpumpen mögen. Dem Abendbrode entſagend, verfügte ich mich auf die Poſt — es fand ſich, daß mir, nachdem ich einen Platz auf dem Eilwagen nach Bingen bezahlt, noch zwölf baare, beruhigende Kreuzer blieben. Am frühen Morgen in Bingen angelangt, ſuchte ich das Ufer auf. Alles war noch öde — die Sonne am Aufgehen — es war herrlich kühl und ſtill. Nach einiger Zeit ſchlich ein etwas verſchlafener Schiffer an mich heran und frug mich, ob ich etwa nach dem andern Ufer verlange. „Wenn Sie mich nach Rüdesheim ſchiffen wollen,“ ſagte ich, „ſo lohne es

Ihnen der Himmel — denn mehr als ſechs Kreuzer kann ich Ihnen nicht geben.“ Der Mann hatte ein fühlendes Herz im Buſen — er dachte auch wohl, Etwas ſei beſſer, als Nichts und ruderte mich friſch und fröhlich hinüber. Prachtvoll war der Morgen, das Herz ging mir auf. Mit einem innerlichen Jubel begann ich nun meine Wanderung durch den lieblichen Rheingau. Zu leiblicher Stärkung hatte ich meine letzten ſechs Kreuzer für Brod und kleine Birnen ausgegeben. Aber ich hatte mir einen Hafen ausgedacht, in den ich, im eigentlichen Sinne des Wortes, einzulaufen hoffte, um in demſelben das Ende meiner Nöthen zu finden.

In der damals herzoglich naſſauiſchen Reſidenzſtadt Bieberich nämlich wohnte der Hof-Capellmeiſter Rummel, den ich kannte. Er war ein wohlwollender Mann und ein gewandter Componiſt. Freilich mißbrauchte er ein wenig ſeine Leichtigkeit im Produciren — er muß indeß ſein Publicum gehabt haben, denn auf jeder frankfurter Meſſe ſah man in dem Muſicaliengeſchäft der berühmten Schott'ſchen Firma ſeinen Namen prangen. Wie oft hatte ich als kleiner Knabe, vor der Bude ſtehend, nicht ohne Neid die vielen Titel ſeiner Compoſitionen geleſen. Es mochte Vormittags 10 Uhr ſein, als ich in ſein Zimmer trat und herzlich empfangen wurde. Nach der erſten Begrüßung begab ich mich ans Clavier und bat ihn, mir Neues und Neueſtes von ſeinen Werken mitzutheilen, gern wurde mir gewillfahrt. Ich ſpielte eine Sonate — noch eine Sonate — eine Phantaſie — ein Rondeau — Variationen — immer noch mehr und immer mehr verlangend — bis die Magd mit einer dampfenden Suppen-ſchüſſel hereintrat. „Wollen Sie nicht bei uns vorlieb nehmen?“ ſagte der Capellmeiſter, wie es mir in meiner Angſt ſchien, etwas

nothgedrungen. „Gern, gern“, antwortete ich, aufathmend — ich war gerettet! Nach Tiſche begleitete mich der gute Mann nach Caſtel und nahm mir, mit den Bedingungen der Localität bekannt, in einem ſogenannten Hauderer einen Platz nach Frankfurt. Am elterlichen Hauſe wurde ich abgeſetzt, der Kutſcher wurde befriedigt — ich erzählte den Meinen mein Reiſe-Abenteuer, zeigte Mendelsſohn's Albumblatt vor und Alles war gut. O ſchöne Tage der Jugend!

II.

In Paris.

(December 1831 bis April 1832.)

Aus den Reisebriefen ist ersichtlich, wie vielfach angeregt Mendelssohn sich in der französischen Hauptstadt (zu jener Zeit der Hauptstadt Europa's) fühlte. Es ging ihm dort, wie öfters so manchen Persönlichkeiten, Leistungen, Verhältnissen gegenüber, an die er nicht ohne ein gewisses Vorurtheil herantrat, welche er sich vielleicht am liebsten fern gehalten, von denen er sich aber doch, nach einigen Einwendungen, gefangen nehmen ließ.

Die ersten Jahre nach der Juli-Revolution gehören in der neueren Geschichte Frankreichs gewiß zu den besten. Man war noch unter dem frischen Eindrucke der „drei Tage", Alles hatte einen neuen Aufschwung genommen, und in der Literatur und in den Künsten namentlich herrschte ein außerordentlich reges, reiches Leben. Unsere liebe Musica betreffend, konnte man es sich kaum besser wünschen. Die sogenannten Conservatoriums-Concerte unter Habeneck waren noch in ihrer ganzen Frische, und die Beethoven'schen Symphonieen wurden mit einer Vollendung aufgeführt und mit einer

Begeiſterung aufgenommen, wie ich es ſeitdem doch nur ganz ausnahmsweiſe erlebt. Für die königliche Capelle in den Tuilerieen ſchrieb Cherubini ſeine Kirchenmuſiken, an der großen Oper begann Meyerbeer die Reihe ſeiner Triumphe mit „Robert der Teufel", Roſſini ſchrieb den „Wilhelm Tell", Scribe und Auber waren auf dem Höhepunct ihrer Thätigkeit, an der italieniſchen Oper waren die erſten Sänger und Sängerinnen vereinigt. Vortreffliche, ja, eminente ausübende Künſtler lebten in Paris oder kamen, um ſich pariſer Lorbern zu holen. Baillot, vorgerückteren Alters, ſpielte noch mit der vollſten Energie und Poeſie der Jugend, Paganini hatte zwölf Concerte hinter einander in der großen Oper gegeben, Kalkbrenner repräſentirte als ſtilvoller Techniker die Clementi'ſche Schule, während Chopin wenige Monate vor der Ankunft Mendelsſohn's ſich in Paris niedergelaſſen hatte, und Liszt, vollends nach der mächtigen Anregung, die er durch Paganini empfangen, zwar ſelten öffentlich auftrat, aber das Außerordentlichſte leiſtete. Die deutſche Kammermuſik war noch nicht ſo verbreitet, wie ſie es ſpäter geworden — jedoch hatte Baillot's Quartett fanatiſche Anhänger, und in manchen deutſchen und franzöſiſchen Häuſern wurde die ernſteſte Muſik mit Liebe gepflegt und talentvolle Künſtler fanden dort die herzlichſte Aufnahme. Mit welch warmer Freude Mendelsſohn unter ſolchen Umſtänden von der beſten muſicaliſchen Welt begrüßt wurde, läßt ſich denken.

Das Erſte, was mir vom Momente ſeiner Ankunft in der Erinnerung geblieben, iſt die Walpurgisnacht. Ich ſehe noch die kleine, eng und zierlich geſchriebene Partitur, welche er von Italien mitgebracht hatte, vor Augen. Während längerer Zeit hatte ich ſie auf

meinem Zimmer und ich war beim erſten Leſen ſo entzückt davon, wie ich es immer geblieben. So ſtark hatte ſich dieſe Muſik mir eingeprägt, daß mir noch Alles bekannt war, als ich ſie, erſt nach 16—17 Jahren zum erſten Male, und zwar unter meiner eigenen Leitung, hörte. Auch des erſten Liedes ohne Worte (in E-dur) muß ich hier erwähnen. Er hatte es in der Schweiz componirt und empfand offenbar eine kleine Ungeduld, es befreundeten Menſchen mitzutheilen, denn ſchon in den erſten Tagen ſeines Aufenthalts ſpielte er es Dr. Franck und mir vor und nannte es mit dem neu erfundenen, ſeitdem ſo vielfach mißbrauchten Namen. Es geht mit Muſikſtücken, die man kurz nach ihrer Entſtehung kennen gelernt und welche ſpäter zu großer Popularität gelangt, wie mit Menſchen, die man als Knaben gekannt und die berühmte Männer geworden — man behält zeitlebens eine Art von wenn nicht väterlichem, doch mindeſtens gevatterlichem Gefühl für ſie.

So recht aus dem Vollen Clavier ſpielen hörte ich Felix zunächſt eines Abends im Leo-Valentini'ſchen Hauſe, und zwar das D-dur-Trio von Beethoven. Denn es war eine Eigenthümlichkeit Mendelsſohn's, ſeine neuen Compoſitionen, wenn er ſie in der Intimität zu hören gab, mit einer Zurückhaltung zu ſpielen, die offenbar in der Intention begründet war, durch den Vortrag nicht zu beſtechen und das Werk rein durch ſeinen Inhalt wirken zu laſſen. Höchſtens bei Orcheſter-Compoſitionen ließ er ſich durch die Mannigfaltigkeit deſſen, was ihn in Anſpruch nahm, fortreißen. Spielte er aber Compoſitionen unſerer großen Meiſter, ſo war er ſtets gleich in Feuer und Flammen. Am meiſten und am beſten hörte ich ihn während dieſes Winters im Baillot'ſchen Kreiſe, in

Baillot's Hauſe und in dem einer alten ehrwürdigen Dame, Mad. Kiéné, deren verſtorbene Tochter, Mad. Bigot, Felix als kleinem Knaben einigen Clavier-Unterricht ertheilt. Er ſpielte Bach'ſche und Beethoven'ſche Sonaten mit Baillot, Mozart'ſche Concerte (mit Quartett-Begleitung), wo er denn immer prachtvolle Cadenzen improviſirte, auch ſein eigenes Quartett in H-moll und Anderes. Es war ein kleiner, aber muſicaliſch ſehr gebildeter Kreis, der ſich da verſammelte, und dem Gebotenen mit einer Art andachtsvoller Frömmigkeit lauſchte.

Auch die proviſoriſche Partitur der Hebriden-Ouverture hatte Mendelsſohn nach Paris mitgebracht. Er erzählte mir, wie ihm nicht allein Geſtalt und Farbe des Stückes beim Anblick der Fingals-Höhle aufgegangen, ſondern wie ihm auch die erſten Tacte, das Hauptmotiv enthaltend, dort eingefallen ſeien. Abends machte er, mit ſeinem Freunde Klingemann, einen Beſuch in einer ſchottiſchen Familie. Im Salon ſtand ein Piano — es war an einem Sonntage, keine Möglichkeit, Muſik zu machen — er wendete ſeine ganze Diplomatie auf, bis es ihm gelang, das Inſtrument eine Minute lang zu öffnen, welche er dazu anwendete, ſchnell ſich und dem wiſſenden Freunde jenes Thema vorzuſpielen, aus welchem dann das originelle Meiſterwerk hervorgewachſen. Aber erſt nach Jahren wurde es in Düſſeldorf vollendet. — Auch Habeneck nahm warmes Intereſſe an dem genialen Jünglinge, und eine große Anzahl der ſein Orcheſter bildenden trefflichen Künſtler zeigten ihm Verehrung und hingebende Neigung. Unter dieſen waren es namentlich einige ganz junge, auch mir befreundete Muſiker, die er gern und häufig ſah und die mit jener liebenswürdigen Wärme an ihm hingen,

wie ſie oft dem Franzoſen eigen. Ich nenne vor Allen den trefflichen Violoncelliſten Franchomme, die talentvollen Geiger (Schüler Baillot's) de Cuvillon und Sauzay, von welchen letzterer ſpäter der Schwiegerſohn ſeines Meiſters wurde. „Ce bon Mendelssohn" — ſo ſprachen ſie ſpäter oft von ihm — „quel talent, quelle tête, quelle organisation!" Cuvillon ſchloß ihm ſein ganzes Herz auf, und nicht ohne Rührung erzählte mir Felix eines Abends von deſſen Confeſſionen, — wie er voll von Begeiſterung für Baillot nach Paris gekommen, um bei ihm Unterricht zu nehmen und ſich gedacht, ein ſolcher Mann müſſe auch eine fürſtliche Exiſtenz haben — wie er ſich ſeine Einrichtung und ſein ganzes Hausweſen ausgemalt, und nun dieſen König der Geiger in einem dritten Stock gefunden, in faſt gedrückten Verhältniſſen, den ganzen Tag Unterricht gebend, jungen Mädchen als Accompagnateur dienend, im Orcheſter ſpielend. Das habe ihn ſo traurig gemacht, und er begreife noch immer nicht, wie es nur möglich.

Durch Habeneck und deſſen Concert-Geſellſchaft kam Mendelsſohn auch in Berührung mit dem größeren Publicum. Er ſpielte das G-dur-Concert von Beethoven; mit welchem Erfolge iſt in ſeinen Reiſebriefen zu leſen. Auch die Ouverture zum Sommernachtstraum kam zur Aufführung und hatte großen Beifall. Ich wohnte der erſten Probe bei. Der zweite Hoboiſt war ausgeblieben, was ſich wohl verſchmerzen ließ, aber als man anfangen wollte, fand ſich auch die Stelle des Paukenkünſtlers unbeſetzt. Zur allgemeinſten Heiterkeit ſprang Mendelsſohn aufs Orcheſter, bemächtigte ſich der Schlägel und wirbelte wie ein Tambour der alten Garde. Zur Aufführung hatte man ihm einen Platz in einer Loge des erſten

Ranges gegeben, in welcher auch ein paar vornehme Muſikfreunde ſaßen. Während des letzten Forte (nach welchem der Elfen-Reigen nochmals eintritt) ſagte einer jener Herren zum andern: „c'est très bien, très bien, mais nous savons le reste“, und ſie ſchlichen davon, ohne jenen „Reſt“ zu hören und ohne den Componiſten in ihrer Nähe zu vermuthen.

Das Ende von Mendelsſohn's Verhältniß zu jenem herrlichen Orcheſter war aber unerfreulich, ja, verletzend für ihn. Seine Reformations-Symphonie ſollte gegeben werden. Man ſpielte ſie in einer Probe, der ich nicht beiwohnte; aber nach der Ausſage unſerer jungen Freunde ſprach das Werk die Muſiker nicht an und man führte es nicht auf. „Es ſei gar zu ſcholaſtiſch“, ſagte mir Cuvillon, „zu viele Fugatos, zu wenig Melodie“ u. dergl. mehr. Bis zu einem gewiſſen Grade muß ſpäter der Componiſt dieſem Urtheil beigetreten ſein, denn er hat das Werk nicht veröffentlicht. Aber zu jener Zeit war es ihm werth, und die ſtille Weiſe, in der man es beſeitigte, hat ihm jedenfalls weh gethan. Ich habe die kleine Begebenheit nie berührt und er hat mir auch nie davon geſprochen.

Einige andere, freilich viel ſchmerzlichere Begebenheiten fielen in den pariſer Winter. In Thränen aufgelöſt trat Mendelsſohn eines Vormittags in mein Zimmer und fand Anfangs keine Worte, um mir mitzutheilen, daß ſein Freund, der Geiger Eduard Rietz, geſtorben ſei. Alles, was er von ihm ſagte, die Schilderung ſeines Weſens und Talentes zeigten, wie tief ihn dieſer Verluſt ergriffen. In den Reiſebriefen fand ich nach langen Jahren den Ausdruck ſeines Schmerzes in höhern, ruhigern Worten, aber

in jenen erſten Stunden wurde es ihm ſchwer, auch nur zu einiger Faſſung zu gelangen.

Dann kam die Nachricht vom Tode Goethe's, welche auch mich tief berührte, wenn auch ein ſo einzig vollendetes Leben mehr zur Bewunderung als zum Schmerze Veranlaſſung geben mußte. Mendelsſohn erzählte aufs ausführlichſte von ſeinem letzten Aufenthalte im Hauſe „des alten Herrn", dem er einen kleinen Abriß der neueren Muſikgeſchichte von Bach bis Beethoven auf dem Clavier vorgetragen hatte. Daß dieſer Verluſt dem alten Zelter ſehr nahe gehen würde, malte Felix ſich theilnahmvoll aus und ſagte: „Du ſollſt ſehen, der überlebt Goethe nicht lange." Und er hatte richtig prophezeit — ſchon nach wenigen Monaten folgte Zelter dem Freunde, der ihm ein kleines Plätzchen in ſeinem Unſterblichkeitspalaſte gegönnt hat.

Im Allgemeinen lebte Mendelsſohn aber in Paris, wie auch aus ſeinen veröffentlichten Briefen hervorgeht, ein jugendfriſches Leben und gab ſich ohne viel Federleſens dem Momente hin. Ein gut Stück Zeit wurde dem Schachſpiel geopfert — er war ein vortrefflicher Schachſpieler, und ſeine Combattanten, der Dichter Michael Beer, Bruder Meyerbeer's, und Dr. Hermann Franck konnten ihm nur ausnahmsweiſe eine Partie abgewinnen. Letzterer wollte es nicht Wort haben, der Schwächere zu ſein, und darauf hin hatte Mendelsſohn eine Phraſe ausfindig gemacht, die er nach jedem neuen Siege unerbittlich wiederholte: „Wir ſpielen ganz gleich gut — ganz gleich gut — nur ſpiele ich ein Bißchen beſſer."

Mit Meyerbeer kam er nicht viel zuſammen, obſchon Erſterer eine ſicherlich ungeheuchelte Verehrung für Mendelsſohn's Talent

an den Tag legte. Eine drollige kleine Geſchichte ereignete ſich in den erſten Wochen. Von vielen Perſonen mußte Félix hören, er habe große Aehnlichkeit mit dem Verfaſſer des Robert. Im erſten Moment mochten Geſtalt und Haltung einige Veranlaſſung dazu geben, auch trugen beide ihr Haar in gleicher Weiſe. Ich zog Mendelsſohn zuweilen damit auf, ihn aber verdroß es ernſtlich und eines Morgens erſchien er mit, aber gräulich geſchnittenen oder verſchnittenen Haaren. Die Sache erregte unter den Näherſtehenden viel Heiterkeit, um ſo mehr, als Meyerbeer ſelbſt ſie alſobald erfuhr, aber in ſeiner unverbrüchlich liebenswürdigen Weiſe aufs Artigſte aufnahm.

Chopin hatte während Mendelsſohn's Aufenthalt in München daſelbſt Concerte und Beweiſe ſeines eminenten Talents gegeben. In Paris angelangt, wo er gänzlich unbekannt, hatte er bei Kalkbrenner ſehr freundliche Aufnahme gefunden, wie denn dieſem das Lob nicht vorzuenthalten iſt, ein höchſt eleganter, gewandter und gern und gut empfangender Wirth geweſen zu ſein. Kalkbrenner zollte dem Talente Chopin's auch alle Anerkennung, jedoch ein wenig aus der Höhe herunter. Namentlich fand er die Technik des polniſchen Pianiſten nicht ausreichend und forderte ihn auf, eine Zeit lang in die Claſſe zu kommen, die er für junge, talentvolle Clavierſpieler eröffnet hatte. Chopin in ſeiner feinen, geſchmeidigen Weiſe wollte das nicht geradezu abweiſen, ging ein oder zwei Mal hin und hörte ſich die Sache an. Als nun Mendelsſohn davon erfuhr, wurde er wild — denn er hatte einestheils eine hohe Idee von Chopin's Talent, anderntheils war ihm Kalkbrenner ſchon von Berlin her durch einige allzu ſtarke

Charlatanerieen nicht ſympathiſch. Dort in Berlin hatte er eines Abends im Mendelsſohn'ſchen Hauſe eine große Fantaſie geſpielt, und die Frage Fanny's, ob dieſelbe improviſirt geweſen, bejahend beantwortet. Am anderen Morgen aber erkannten die Geſchwiſter in einem geſtochenen Stücke, „Effusio musica", die improviſirte Fantaſie von Anfang bis Ende wieder. Daß ſich jetzt Chopin gefallen zu laſſen ſchien, als Schüler Kalkbrenner's zu gelten, ſchien Mendelsſohn, mit Recht, der ungeheuerlichſte Unſinn, und er ſprach ſeine Meinung hierüber auf das Unverblümteſte aus. Indeß wurde der Sache bald auf ſehr natürliche Weiſe ein Ende gemacht. Chopin gab eine Soirée im Salon Pleyel, wo alle muſicaliſchen Notabilitäten verſammelt waren, ſpielte ſein E-moll-Concert, Mazurka's und Nocturno's und riß alle Welt zur Bewunderung hin. Von einer ferneren Vervollkommnung ſeiner Technik unter Kalkbrenner's Leitung war dann auch nicht mehr die Rede und Mendelsſohn applaudirte triumphirend.

Zwiſchen Kalkbrenner und Mendelsſohn blieb das Verhältniß immer etwas hinkend. Letzterer konnte das Entgegenkommen des Erſteren nicht zurückweiſen, wir waren ein paar Mal dort zuſammen zu Tiſche, es lief Alles ganz glatt ab, aber Felix war nicht zu bewegen, die Taſten von Kalkbrenner's Flügel zu berühren, ſo ſehr wir ihm alle zuredeten. Uebrigens waren wir insgeſammt, Kalkbrenner's Artigkeiten gegenüber, einiger Maßen undankbare Gemüther und hatten unſere leiſe Schadenfreude daran, ihn hie und da ein wenig zu quälen. So erinnere ich mich, daß wir uns, Mendelsſohn, Chopin, Liszt und meine Wenigkeit, einſtmals vor einem Café des Boulevard des Italiens niedergelaſſen hatten,

zu einer Jahres- und Tageszeit, wo unſere Anweſenheit dort ſehr exceptionel war. Plötzlich ſahen wir Kalkbrenner auf dem Trottoir erſcheinen. Es war ſein großer Ehrgeiz, ſtets den vollkommenſten Gentleman darzuſtellen, und in dem Gefühle, wie höchſt läſtig es ihm ſein müſſe, einer ſo ungebundenen Bande zu begegnen, umringten wir ihn aufs freundlichſte und ſprachen ſo lebhaft auf ihn los, indem wir ihm jeden Ausgang unmöglich machten, daß er eine leiſe Verzweiflung empfand, die uns entzückte. Jugend hat keine Tugend.

Wie ausgelaſſen heiter Mendelsſohn zu jener Zeit ſein konnte, mag noch ein kleines Hiſtörchen beweiſen, das freilich kaum dieſen Namen verdient. Wir gehen zu ſpäter Stunde und in ziemlich ernſtem Geſpräche über den ſchon ganz vereinſamten Boulevard nach Hauſe, als Felix plötzlich ſtill ſteht. „Wir müſſen doch auch unſere Sprünge in Paris gemacht haben," ruft er aus, „jetzt machen wir unſere Sprünge! Aufgepaßt! Eins — zwei — drei!" Meine Entrechats mögen nicht ſehr glänzend geweſen ſein, denn ich war eigentlich über die Zumuthung etwas verblüfft. Aber ich habe den Moment nie vergeſſen.

Ziemlich bald nach Mendelsſohn's Ankunft in Paris erwartete ich ihn mit Dr. Franck in ſeinem Zimmer, als er freudeſtrahlend hereintrat. „Da habe ich ein Wunder erlebt, ein wahres Wunder," ließ er ſich vernehmen, — und auf unſere fragenden Ausrufungen fuhr er fort: „Und iſt es nicht ein Wunder? Ich war mit Liszt bei Erard und legte ihm das Manuſcript meines Concertes vor — und er ſpielte es, es iſt kaum leſerlich, mit der größten Vollendung vom Blatt — man kann es gar nicht ſchöner ſpielen, als er es

geſpielt hat — es war wunderbar!“ Mich überraſchte es nicht, denn ich hatte längſt die Erfahrung gemacht, daß Liszt die meiſten neuen Sachen zum erſten Mal am ſchönſten ſpielte, weil ſie ihm dann gerade genug zu thun gaben. Das zweite Mal mußte er ſchon dazu thun, wenn es für ſein Intereſſe ausreichend ſein ſollte.

Noch muß ich Ole Bull's erwähnen. Der ſpäterhin ſo gefeierte Geiger kam damals nach Paris als ausgeriſſener Student der Theologie. Für Muſik zeigte er den glühendſten Enthuſiasmus, gab aber nicht das geringſte Lebenszeichen ſeines Talentes. Er war das dankbarſte Publicum, das ſich denken läßt, und die Anſichten über Muſik und Muſiker, welche er in ſehr anfechtbarem, jedoch nicht minder unterhaltendem Deutſch äußerte, waren uns ein wahres Gaudium. Oefters luden wir ihn zu Tiſche und vorgeſpielt wurde ihm ohne Ende. Nach wenigen Jahren ſah ich ihn als berühmten Virtuoſen wieder, die „Schwedenthümlichkeit“, die mich früher ſo ſehr entzückt hatte, war aber ein wenig zur Manier geworden.

Den alten würdigen Cherubini beſuchte Mendelsſohn von Zeit zu Zeit. „Er iſt ein ſo außerordentlicher Meiſter,“ ſagte Felix einſtmals zu mir. „Nun ſollte man doch denken, daß zum großen Componiſten vor Allem Wärme der Empfindung, Herz, Gemüth oder wie du es nennen magſt, gehören müſſe — ich glaube aber, Cherubini macht Alles lediglich mit dem Kopfe.“ Nachdem ihm Mendelsſohn eines Tages eine achtſtimmige Compoſition a capella (ich glaube, ſein „tu es Petrus“) gezeigt, erzählte er mir, wie die Sache abgelaufen und ſagte ſchließlich: „Der Alte iſt aber zu pedantiſch — ich habe da einmal einen verdoppelten Quartenvorhalt und den wollte er unter keiner Bedingung gelten laſſen.“ In ſpäteren

Jahren kamen wir wieder auf dieſen Vorfall zu ſprechen, da ſagte Mendelsſohn: „Und der Alte hat doch recht gehabt — man ſoll's nicht ſchreiben.“

Durch ſein erſtaunenswürdiges muſicaliſches Gedächtniß machte uns Felix oft die größte Freude und er unterhielt ſich ſelbſt damit. Das war kein Auswendig gelerntes, ſondern Haftengebliebenes — und in welchem Umfange! Waren wir, ein kleines Häufchen muſicaliſcher Leute, beiſammen und das Geſpräch ſtockte, ſo ſetzte er an den Flügel, ſpielte irgend ein fernliegendes Stück und verlangte, man ſolle vor Allem den Componiſten erkennen. So trug er uns die Arie aus den Jahreszeiten vor: „Hier ſteht der Wandrer nun, verirrt und zweifelhaft,“ in welcher kein Nötchen mangelte von den ſpringenden, zwiſchen den Geigen wechſelnden Figuren. Es klang wie ein echtes Clavierſtück und wir ſtanden eine gute Weile da, „verirrt und zweifelhaft“. Ein muſikliebender Geiſtlicher, Abbé Bardin, verſammelte allwöchentlich in den Nachmittagsſtunden viele Muſiker und Muſikfreunde und es wurde da ganz ernſthaft und vortrefflich muſicirt, wenn auch nicht Alles vorbereitet war. Ich hatte gerade das Es-dur-Concert von Beethoven öffentlich geſpielt und man verlangte es dort wieder zu hören. Die Orcheſterſtimmen waren da, Streichkünſtler ebenfalls, aber keine Bläſer. „Die will ich übernehmen,“ ſagte Mendelsſohn, ſetzte ſich an ein Pianino, welches neben dem Flügel ſtand, und ergänzte, auswendig wohlverſtanden, das Orcheſter ſo vollſtändig — ich glaube nicht, daß eine Note des zweiten Horns ausblieb. Und das geſchah alles ſo einfach, ſo ſpielend im beſten Sinne, als könne und dürfe es gar nicht anders ſein.

Es war eine heitere Zeit. Hatten wir nicht auseinanderliegende Verpflichtungen, ſo fanden wir uns gewöhnlich Nachmittags zuſammen. Das zweite Frühſtück überſprangen wir gern, um Morgens nicht auszugehen, hatten aber nun, kurze Zeit vor der Dinerſtunde, erbärmlichen Hunger. Da blieb denn ein kleiner Beſuch beim Patiſſier ſelten aus — ich glaube, wir faſteten hauptſächlich, um einen Vorwand zu haben, dieſer Leidenſchaft zu fröhnen. Abends gingen wir oft zuſammen ins Theater, am meiſten ins Gymnaſe Dramatique, für welches Scribe zu jener Zeit vorzugsweiſe ſchrieb und wo eine reizende Schauſpielerin, Leontine Fay, uns gänzlich gefangen genommen hatte. Sie war die Darſtellerin jener Scribe'ſchen jungen Frauen, welche, in bedenkliche Verhältniſſe gerathen, eben ſo viel Anmuth als Senſibilität zu entwickeln haben. Eine ſchlanke Brünette mit wundervollen dunkeln Augen, in ihren mäßigen Bewegungen von unſagbarer Grazie und mit einem Organ, deſſen Klang ſchon zum Herzen ging. Auch der berühmten Taglioni, der erſten, die dieſen tanzenden Namen in der Welt erklingen machte, weihten wir die größte Bewunderung. Sie iſt die Einzige geblieben, die mir die Poeſie des Tanzes und der Pantomime rein vor das Auge gebracht, — Schöneres und Rührenderes als ihre Darſtellung der Sylphide läßt ſich gar nicht denken. Börne ſagt irgendwo von ihr: „Sie umgaukelt ſich ſelbſt, iſt Schmetterling und Blume zu gleicher Zeit," hat aber mit dieſem zierlichen Bilde nur einen kleinen Theil ihres Talentes bezeichnet.

Ich hatte im vergangenen Jahre ein Clavier-Concert componirt und öffentlich geſpielt, deſſen letzter Satz mir nicht behagte. Da ich es nun im Mendelsſohn'ſchen Winter wieder vortragen mußte,

nahm ich mir vor, ein neues Finale zu ſchreiben. Es ſollte insgeheim ein muſicaliſches Bild der Leontine Fay geben — ich hatte angefangen, aber das Concert war in wenigen Wochen, und Mendelsſohn behauptete, ich würde nicht zur rechten Zeit mit meiner Arbeit fertig werden. Das wollte ich nicht gelten laſſen, und wir wetteten um ein Souper, wer Recht behalten würde. Angeregt durch des Freundes Widerſpruch, machte ich ein wahres Kunſtſtück, indem ich die Inſtrumentation des Satzes in Partitur ſchrieb, ohne auch nur eine Note der Soloſtimme aufzuzeichnen. Auch der Copiſt ſtrengte ſich an, und ſo gelang es mir, am beſtimmten Tage das Concert mit dem neuen Satze zu ſpielen. Felix bezahlte das Souper, an welchem Theil zu nehmen dem bekannten Harfenſpieler Labarre, einem hübſchen, talentvollen und amuſanten Manne vergönnt wurde. Wie weit die Zeichnung der Leontine Fay gelungen war, will ich auf ſich beruhen laſſen, obſchon Felix zugeſtand, ſie ſei nicht ohne Aehnlichkeit.

Inmitten aller pariſer Zerſtreuungen benutzte Mendelsſohn jede ruhige Stunde für ſeine Arbeiten, welche theilweiſe ſeinem gegenwärtigen Leben ſo fern lagen, wie möglich. Freilich waren es zum Theil Werke, an die er die letzte Hand legte, wie ſeine Kirchenmuſiken, ſein Streichquintett und Anderes. Gänzlich Neues mag in jenen Monaten ſo ſehr viel nicht entſtanden ſein — ich erinnere mich, daß er mir friſch componirte Lieder und kürzere Clavierſtücke vorſpielte. An meinen Arbeiten (ich hatte damals unter Anderem meine erſten drei Trio's componirt) nahm er den freundſchaftlichſten und fruchtbringendſten Antheil. Auf Alles, was ihm gefiel, ging er mit wahrer Liebe ein — Sachen, die ihm aber

nicht mundeten, konnten ihn zu den eigenthümlichſten Aeußerungen veranlaſſen. So warf er ſich eines Tages, nachdem ich ihm, ich weiß nicht mehr welche längſt verbrannte Compoſition vorgeſpielt, auf den Boden und kugelte ſich eine ganze Weile im Zimmer umher. Glücklicher Weiſe war der ſteinerne Fußboden mit einem Teppich bedeckt.

Manchen Abend brachten wir auch ganz ruhig und einſam am gemüthlich lodernden Kaminfeuer zu und disputirten über Kunſt und Künſtler. Waren wir über das Beſte und Schönſte auch ſtets derſelben Meinung, ſo gingen doch unſere Anſichten über italieniſche und franzöſiſche Componiſten vielfach aus einander. Ich nahm ſtärker Partei für deren Leiſtungen, als er gelten laſſen wollte. Aber auch den von ihm verehrteſten Meiſtern gegenüber hielt er zuweilen mit manchen kritiſchen Worten nicht zurück. So äußerte er einſt bezüglich Händel's, man könne glauben, er habe ſo ſeine verſchiedenen muſicaliſchen Schubladen gehabt, in der einen ſeien kriegeriſche, in der anderen heidniſche, in einer dritten fromme Chöre enthalten geweſen. Von der Oper im Allgemeinen ſprechend, meinte er, ſo vollendete dramatiſche Meiſterwerke, wie ein Wilhelm Tell und andere Stücke Schiller's habe ſie doch noch nicht aufzuweiſen — und die müßten doch einmal gemacht werden, ſei es durch wen es ſei. Für Weber, deſſen muſicaliſchen Schwächen ihm ſehr klar waren, hegte er jedoch eine ganz beſondere, faſt perſönliche Zuneigung. Als dieſer zur Aufführung des „Freiſchütz" in Berlin geweſen, erzählte er (Mendelsſohn) mir, habe er einen ſo furchtbaren Reſpect vor ihm gehabt, daß er ſich kaum ihm zu nähern gewagt, und da einſt Weber, nach einer Probe, ins Mendels-

ſohn'ſche Haus fahren und ihn mitnehmen wollte, verweigerte er dieſe Ehre eigenſinnig, lief aber durch nähere Wege in einem ſolchen Tempo nach Hauſe, daß er dem Herrn Hof-Capellmeiſter doch bei ſeiner Ankunft den Schlag öffnen konnte. Von den Mozart'ſchen Werken ging ihm, glaube ich, die Zauberflöte über Alles. So künſtleriſch bewußt, mit den einfachſten Mitteln zu ſagen, was man ſagen wolle und nicht mehr und nicht weniger und in ſolcher Schönheit und Vollendung, das ſchien ihm über jeden Ausdruck bewunderungswürdig.

Fataler Weiſe mußte ich Paris um einige Wochen früher verlaſſen als Mendelsſohn — meine Eltern riefen mich auf einige Zeit nach Hauſe. Er kam, mit anderen jungen Freunden, in den bekannten Poſthof der Rue J. J. Rouſſeau, um mir glückliche Reiſe zu wünſchen. „Eigentlich beneide ich dich," rief er aus, „jetzt zum Frühjahr nach Deutſchland hinein, das iſt doch das Beſte." Leider befiel ihn nach meiner Abreiſe während der letzten Wochen noch ein, zum Glück nur leichter Anfall von Cholera. Er ging von Paris nach London — die franzöſiſche Hauptſtadt hat er nie wieder beſucht.

III.

In Aachen und Düsseldorf.

(Mai 1834.)

Felix Mendelssohn an seine Mutter.*)

Düsseldorf, den 23. Mai 1834.

Heut vor acht Tagen fuhr ich mit den beiden Woringen's nach Aachen, da eine Cabinetsordre fünf Tage vor dem Feste die Feier auf Pfingsten erlaubte, und zwar in solchen Worten, daß die Erlaubniß für die nächsten Jahre nun sehr wahrscheinlich wird. Die Schnellpost fuhr eilf Stunden und ich langweilte mich sträflich, kam verdrießlich an, wir gingen gleich in die Probe und ich hörte, im Parquet sitzend, noch ein paar Nummern aus Deborah; sage darauf zu Woringen, nun will ich auch von hier aus dem Hiller, zum ersten Mal seit zwei Jahren, schreiben, weil er seine Sache so nett gemacht hat. Denn wirklich war seine Arbeit so bescheiden und wohlklingend und dem Händel untergeordnet, dem er nichts weggestrichen hat, daß ich mich freute, zu sehen, wie noch andere

*) Aus den Briefen Mendelssohn's, II. Band.

Leute meines Sinnes ſind und danach thun. Oben im erſten Range ſaß ein Mann mit Schnurrbart, las in der Partitur nach, und als der nach der Probe ins Theater hinunter geht und ich herauf, ſo begegnen wir uns in der Couliſſe und mir ſtolpert richtig Ferdinand Hiller in die Arme und will mich vor Freude zerdrücken. Er war von Paris gekommen, um das Oratorium zu hören, und Chopin hatte ſeine Stunden im Stich gelaſſen, war mitgefahren, und ſo trafen wir uns da wieder. Jetzt hatte ich mein Vergnügen am Muſikfeſte weg, denn wir Drei blieben nun zuſammen, bekamen für uns allein eine Loge im Theater (wo die Aufführungen ſind) und natürlich ging es dann am folgenden Morgen an ein Clavier, wo ich großen Genuß hatte. Sie haben beide ihre Fertigkeit immer mehr ausgebildet und als Clavierſpieler iſt Chopin jetzt einer der allererſten — macht ſo neue Sachen, wie Paganini auf der Geige und bringt Wunderdinge herbei, die man ſich nie möglich gedacht hätte. Auch Hiller iſt ein vortrefflicher Spieler, kräftig und coquet genug. Beide laboriren nur etwas an der pariſer Verzweiflungsſucht und Leidenſchaftsſucherei, und haben Tact und Ruhe und das recht Muſicaliſche oft gar ſehr aus den Augen gelaſſen; ich nun wieder vielleicht zu wenig, und ſo ergänzen wir uns, und lernten, glaub' ich, alle Drei von einander, indem ich mir ein Bißchen wie ein Schulmeiſter und ſie ſich ein Bißchen wie Mirliflors oder Incroyables vorkamen. Nach dem Feſte reiſten wir zuſammen nach Düſſeldorf, brachten einen ſehr angenehmen Tag unter Muſiciren und Discutiren darüber zu; dann begleitete ich ſie geſtern nach Köln und heute früh reiſten ſie nach Coblenz per Dampf hinauf — ich hinunter, und die hübſche Epiſode war vorbei.

Im Intereſſe meiner Leſer würde ich dieſem anmuthigen Briefe kaum etwas hinzuzufügen haben. Aber ich kann dem Reize nicht widerſtehen, jene „hübſche Epiſode", mit der Feder in der Hand, noch einmal zu durchleben, weiter ausholend, länger verweilend, auch da, wo es nicht vorzugsweiſe den Freund betrifft, dem dieſe Blätter geweiht ſind.

Im Sommer des Jahres 1833, im mütterlichen Hauſe in Frankfurt lebend (meinen edlen Vater hatte ich im Frühling verloren), beſchäftigte ich mich eifrig mit den Händel'ſchen Oratorien, deren Partituren der mir freundlich geſinnte Ferdinand Ries zu meiner Dispoſition geſtellt hatte. „Deborah" war mir gänzlich neu und feſſelte mich ſo ſehr, daß ich anfing, den Text ins Deutſche zu überſetzen, ohne damit irgend eine Abſicht zu verbinden — doch theilte ich's Ries mit. Im Herbſt nach Paris zurückgekehrt, wohin mich meine gute Mutter jetzt begleitete, erhielt ich einen Brief von Ries, in welchem er anfrug, ob ich geneigt ſei, jenes Oratorium für das nächſte Rheiniſche Muſikfeſt zu überſetzen und in der Inſtrumentation zu ergänzen. Bis zum neuen Jahre müſſe aber alles fertig ſein. Mit Freuden, ja, mit Entzücken ging ich auf den Vorſchlag ein und brachte auch Alles rechtzeitig zu Stande. Zur Belohnung wurde mir eine Einladung zum Feſte zu Theil. Chopin, mit dem ich in täglichem herzlichen Verkehr ſtand, ließ ſich leicht bereden, mich zu begleiten, und wir waren mit unſeren Reiſeplanen beſchäftigt, als aus Aachen die Nachricht kam, das Muſikfeſt dürfe an den Pfingſttagen nicht Statt finden — vielleicht ſpäter. Kaum hatten wir uns jedoch mit dieſem Aufſchub unſerer Reiſe-Unternehmung abgefunden, als eine neueſte Nachricht verkündete, das

Feſt ſei nun doch wieder an den Pfingſttagen geſtattet. Ich eile zu Chopin, um ihm die Freudenbotſchaft zu bringen — aber melancholiſch lächelnd antwortete er mir, den Ausflug mitzumachen, ſei ihm jetzt nicht mehr möglich. Chopin's Caſſe war nämlich eine ſtets geöffnete Heils-Fundgrube für ſeine emigrirten polniſchen Landsleute. Wohl hatte er ſich für die Reiſe die nöthigen Mittel bei Seite gelegt — aber die Reiſe ſollte ja für jetzt nicht mehr Statt finden, und ſo hatten zwei Mal vierundzwanzig Stunden hingereicht, ſeine Geldſchublade aufs gründlichſte zu leeren. Nach längerem Hin- und Herreden (ich wollte Chopin's Begleitung unter keiner Bedingung miſſen) ſagte er: „ich denke, es wird gehen" — holt das Manuſcript ſeines reizenden Walzers in Es-dur hervor, ſpringt damit in die Pleyel'ſche Verlagshandlung und kommt mit 500 Franken zurück. Wer war glücklicher, als ich!

Aufs heiterſte verlief die Fahrt nach Aachen, wo mir die Ehre zu Theil ward, im Hauſe des Herrn Ober-Bürgermeiſters Emunds einquartiert zu werden. Chopin bezog ein Zimmer in nächſter Nähe. Wir begaben uns ſofort in die Probe zu „Deborah" und dort begegnete ich zu meiner freudigſten Ueberraſchung Felix Mendelsſohn, der ſich uns treulichſt anſchloß. Man ſchien damals in Aachen noch keine rechte Ahnung von ſeiner Bedeutung zu haben, wie man ſich denn auch erſt zwölf Jahre ſpäter, ein Jahr vor ſeinem Tode, entſchloß, ihm die Leitung eines Muſikfeſtes anzuvertrauen. Abgeſehen von einigen Stücken aus der „Deborah" haben ſich die Eindrücke der damaligen Aufführungen gänzlich bei mir verwiſcht. Um ſo lebhafter iſt mir die Erinnerung an den Tag geblieben, den wir in Düſſeldorf verlebten, wo die unter Schadow's Einfluß

neu aufgelebte Akademie in vollſter Jugendfriſche ſtand. Mendelsſohn hatte im vergangenen Frühling das Muſikfeſt dort dirigirt und im Herbſt ſeine Functionen als Muſikdirector angetreten. Er bewohnte ein paar hübſche Zimmer im Parterre des Schadowſchen Hauſes, arbeitete am Paulus, verkehrte viel mit den jungen Malern, hielt ſich ein Reitpferd und war ſehr guter Dinge. Wir verbrachten den ganzen Morgen an ſeinem Flügel und machten uns gegenſeitig Muſik. Auf den Nachmittag hatte uns Schadow zu einem Spaziergange eingeladen. Die Phyſiognomie der Geſellſchaft, in welcher wir uns befanden, und der Ton, der da herrſchte, ſind mir unvergeßlich geblieben. Man konnte ſich einen Propheten mit ſeinen Jüngern ſo vorſtellen. Schadow mit ſeinem herrlichen Kopf, ſeinem vornehm-gemüthlichen Weſen, ſeiner Beredſamkeit, umgeben von einer Anzahl, theilweiſe auffallend ſchöner junger Männer, von welchen die meiſten ſchon bedeutende Künſtler waren, die aber in ſtillſter Beſcheidenheit ſeinen Worten lauſchten und denen es ganz natürlich ſchien, zuweilen ganz gehörig abgekanzelt zu werden. So ſehr war es Schadow zur zweiten Natur geworden, auch im geſelligen Verkehr den belebenden, anregenden, aber auch ſtrengen Meiſter zu zeigen, daß er, als Felix äußerte, er werde uns am folgenden Tage nach Köln begleiten, ihn in ziemlich ernſtem Tone frug, was denn inmitten aller dieſer Fahrten und Zerſtreuungen aus dem Paulus werde? Sehr beſcheiden aber doch feſt erwiederte Mendelsſohn, „zur rechten Zeit werde der ſchon fertig“. Schließlich wurde Kaffee getrunken und Kegel geſchoben, — Felix, der zu Pferde nachgekommen war, überließ mir ſein Roß, um nach Hauſe zu reiten. Chopin, von Niemanden gekannt, äußerſt zurückhaltend,

hielt ſich während des Spazierganges in meiner nächſten Nähe, beobachtete und machte mir leiſe, leiſe Bemerkungen. Für den ſpäteren Abend waren wir zu Schadow's eingeladen, deren herzliche Gaſtfreundſchaft ſich nie verläugnete. Wir fanden da einige der hervorragendſten jungen Maler, es entwickelte ſich das lebhafteſte Geſpräch und Alles wäre gut und ſchön geweſen, wenn der arme Chopin nicht gar zu zurückhaltend — um nicht zu ſagen unbemerkt, da geſeſſen hätte. Wir wußten aber, Mendelsſohn und ich, daß er ſeine Revanche nehmen werde und freuten uns im Stillen darauf. Der Flügel wurde geöffnet, ich begann, Mendelsſohn folgte — als wir nun Chopin baten, auch etwas vorzutragen, ſah man ihn und uns mit etwas mißtrauiſchen Blicken an. Aber er hatte kaum einige Tacte geſpielt, als alle Anweſenden, Schadow vor Allen, wie verwandelt auf ihn hinſchauten — ſo etwas hatte man denn doch noch nie gehört. Entzückt verlangte man mehr und immer mehr — Graf Almaviva hatte ſich als Grande entpuppt und Alles war ſprachlos.

Am folgenden Tage begleitete uns Felix auf dem Dampfer nach Köln, wo wir gegen Abend anlangten. Er führte uns an die Apoſtelkirche und dann auf die Rheinbrücke, wo wir uns einiger Maßen humoriſtiſch trennten. Ich ſah in den Fluß hinunter und machte irgend eine überſchwengliche Bemerkung. „Der Hiller wird ſentimental, Gott ſteh uns bei! Adieu, lebt wohl," rief Mendelsſohn aus — und verſchwunden war er.

Ein Jahr ſpäter erhielt ich folgende Briefe:

Düſſeldorf, den 26. Februar 1835.

Lieber Hiller!

Ich hab eine Bitte an Dich. Du wirſt es freilich ſehr unrecht finden, daß ich meinen erſten Brief ſo anfange und Dir nicht längſt von freien Stücken geſchrieben habe — ich finde es ſelbſt unrecht —, aber wenn Du bedenkſt, daß ich der ſchlechteſte Correſpondent von der Welt und dennoch der überhäufteſte bin (vielleicht Louis Philippe ausgenommen), ſo entſchuldigſt Du mich doch wohl. Du hörſt meine Bitte an, die hier folgt und gedenkſt luſtiger Zeiten und erfüllſt ſie mir dann.

Du wirſt Dich vom vorigen Jahr her erinnern, wie der zweite Tag bei den Muſikfeſten gewöhnlich angeordnet wird. Eine Sinfonie, eine Ouverture und zwei oder drei größere Muſikſtücke für Chor und Orcheſter, etwa in der Art und Länge von Mozart's „Davide penitente“ oder auch kürzer und luſtiger, auch ganz weltliche Texte, auch bloß ein größeres Stück (wie z. B. Beethoven's „Meeresſtille“). Ich habe nun diesmal das Feſt in Köln zu dirigiren und möchte wiſſen, ob Cherubini ein Stück componirt hat, das ſich zur Aufführung am zweiten Tage eignete und das er (wenn es Manuſcript iſt) dazu hergäbe. Du ſtehſt mit ihm, wie Du mir ſagteſt, auf einem ſo guten Fuße, daß Du mir hierüber gewiß am beſten Auskunft verſchaffen könnteſt. Iſt es gedruckt, ſo bitte ich Dich um Deine Meinung und den vollſtändigen Titel, damit ich's kommen laſſen kann. Die Worte könnten lateiniſch, italieniſch, franzöſiſch ſein, und der Inhalt, wie geſagt, geiſtlich

oder nicht. Die Hauptbedingung wäre nur, daß Chor und Orcheſter dabei beſchäftigt wären, auch wäre mir es lieb, wenn es ein größeres Stück, etwa eine halbe Stunde lang, in mehreren Sätzen ſein könnte, aber auch ein einzelnes kürzeres wäre mir (wenn kein langes da iſt) lieb. Er ſoll in früherer Zeit mehrere große Hymnen für die Revolution gemacht haben, die ſehr ſchön ſein ſollen, wäre nicht eine davon geeignet? Hier ſind alle dieſe Sachen unmöglich zur Durchſicht zu bekommen, und es würde Dir nur ein paar Stunden oder Gänge koſten, ſo bin ich überzeugt, Du kannſt meine Bitte erfüllen, namentlich da Du mit Cherubini vertraut biſt und er Dir alſo gewiß gleich ſagt, was in dieſer Art von ihm, und wo es zu finden iſt. Ließe ſich etwas den Muſikern noch ganz Unbekanntes ſchaffen, ſo wäre es freilich das Beſte; daß das ganze Comité und die Ober-Bürgermeiſterei und die ganze Stadt Köln, und was ſonſt noch, gern an Cherubini ſchriebe, und ihn darum anginge, weißt Du wohl. Auch würde ſie ſich's gewiß gern etwas koſten laſſen, aber Beides könnte ihn, bei ſeiner curioſen Art, in übler Stunde treffen, und er macht ſich auch wohl niemals viel daraus; darum iſt es am beſten, wenn Du der Sache Dich annehmen willſt und mir dann ſchreibſt, was weiter geſchehen ſoll. Mir liegt gerade daran, daß am zweiten Tage lauter ſchöne Muſik gemacht werde, darum iſt mir dieſe Bitte wichtig und ich hoffe gewiß, Du erfüllſt ſie mir.

Dann erfahre ich auch zugleich was von Deinem Leben auf Eurer Eiſenbahn. Zuweilen höre ich wohl aus dem Meſſager oder Conſtitutionel, wenn Du eine Soirée gibſt oder mit Baillot Bach'ſche Sonaten ſpielſt; aber das iſt immer nur wenig und Abgeriſſenes.

Ich möchte wiſſen, ob Du eine größere fortwährende Beſchäftigung haſt, ob Du viel componirt haſt, und was, ob Du wieder nach Deutſchland kommen willſt — und da ſiehſt Du, daß ich der Alte noch bin.

Mein Oratorium wird in einigen Wochen ganz fertig, im October ſoll es im Cäcilien-Verein gegeben werden, wie mir Schelble ſchreibt. Auch neue Clavierſachen habe ich und will nächſtens einige herausgeben; bei jeder altmodiſchen Paſſage, die mir einfällt, denke ich an Dich und Deine Warnung und hoffe dergleichen Einfälle dadurch los zu werden. Daraus ſchließeſt Du nun gewiß, daß ich oft an Dich denke und Du könnteſt mir das auch außerdem wohl glauben. Meine drei Ouverturen ſind noch immer nicht heraus; heut ſchreiben mir Härtels, daß ſie beim Buchbinder ſind, alſo in einigen Tagen hier. Dann ſchicke ich Dir das verſprochene Exemplar mit der erſten Gelegenheit, und ſobald meine neue Sinfonie herauskommt, auch die. Dein Verſprechen aber, mir dafür die Gips-Caricaturen zuzuſchicken, möchte ich Dir gerne erlaſſen und Dich ſtatt deſſen um ein paar Abſchriften von neuen Compoſitionen bitten — es wäre mir ein bedeutend Theil lieber. Grüß mir den Chopinetto und ſag mir, was er Neues gemacht hat; erzähl ihm, daß die hieſigen Regiments-Muſiker mir zu meinem Geburtstage eine Morgenmuſik brachten, wo ſie unter Anderem ſeine B-dur-Mazurka mit Poſaunen und großer Trommel ausführten; die Stelle in Ges-dur klang zum Todtlachen mit zwei tiefen Fagotts; à propos, neulich ſah ich hier die Sinfonie von Berlioz, von Liszt arrangirt, und ſpielte ſie mir durch und begriff von Neuem nicht, wie Du an dergleichen irgend etwas finden kannſt. Ich weiß mir

nichts Faderes, Langweiligeres und Philiſterhafteres zu denken, denn bei allem Beſtreben, recht toll zu ſein, kann er nicht einmal dazu kommen, und Euer Liszt mit ſeinen zwei Fingern auf einer Taſte kann einem bürgerlichen Kleinſtädter, wie ich bin, auch geſtohlen werden. Wozu dient alles das? Aber dennoch iſt's wohl hübſcher in Paris als hier, und wenn's auch bloß der Frau v. S. halber (Frau v. M's. Schweſter) wäre, die ich gar zu hübſch finde, und die nun in Paris iſt; hier aber keine hübſche Seele. Und dann gibt es freilich gute Cumpane genug da (grüße Cavillon, Sauzay und Liszt, auch den Baillot viel Tauſendmal und weder Herrn * noch Madame * noch das Kind und laß Eichthal durch Chopin grüßen) und amuſant iſt's auch nicht wenig, aber dennoch möcht' ich, Du kämſt wieder nach Deutſchland.

Nun genug Plauderei. Antworte mir recht bald, ſobald Du kannſt auf meine Bitte und ſag mir Beſcheid, empfiehl mich Deiner Frau Mutter und lebe wohl und glücklich.

Dein

Felix Mendelsſohn-Bartholdy.

Düſſeldorf, den 14. März 1835.

Lieber Hiller!

Habe Dank für Deinen lieben liebenswürdigen Brief, durch den Du mir eine ſehr große Freude gemacht haſt. Das iſt Unrecht, daß Du ſagſt, ich müſſe Dir des Geſchäfts wegen noch einmal antworten, denn Du kannſt mir glauben, es wäre ohnehin auch geſchehen, und willſt Du das verſuchen, ſo antworte mir hierauf recht bald, da wirſt Du ſehen, wie ich wieder ſchreiben will. Es wäre mir gar zu lieb, von Eurem Leben und Treiben was Ordentliches zu hören, mir's wieder recht vergegenwärtigen zu können, vom meinigen weiß ich wenig zu ſagen; doch iſt kein Gedanke daran, daß ich Deutſchland verlaſſen und nach England gehen wolle; wer hat Dir denn ſo etwas erzählt? Ob ich freilich in Düſſeldorf bleibe, länger als mein Contract mich bindet (er läuft kommenden October ab), iſt eine andere Frage; denn hier iſt ſo durchaus gar keine Muſik zu hören und zu machen, daß ich mich wieder nach einem beſſern Orcheſter ſehne, und wahrſcheinlich eine andere Anerbietung annehme, die mir gemacht wird. Ich wollte auf einige Jahre wieder frei leben, eine ſogenannte Kunſtreiſe etwa machen und noch einmal allen Stellen und Muſikdirectorſchaften ein Schnippchen ſchlagen, aber mein Vater will es nicht haben, und ich folge ihm darin unbedingt. Du weißt, daß ich von Anfang an nur die Abſicht hatte, einige größere Stücke hier in rechter Ruhe zu ſchreiben, das wird wohl bis dahin geſchehen ſein, und ſo hoffe ich den Aufenthalt hier genutzt zu haben. Angenehm iſt er auch, denn die

Maler ſind prächtige, gute Leute, und freuen ſich ihres Lebens, und auch zur Muſik herrſcht viel Luſt und Liebe hier; nur iſt's auf die Länge mit allem guten Willen bei ſo beſchränkten Mitteln unerſprießlich, und die ganze Mühe fällt in den Brunnen. Ich verſichere Dich, wenn man niederſchlägt, und alle fangen einzeln an, aber keiner recht tüchtig und beim piano hört man, wie die Flöte zu hoch ſtimmt, und Triolen kann kein Düſſeldorfer deutlich ſpielen, ſondern er macht ein Achtel und zwei Sechszehntheil, und jedes Allegro hört noch einmal ſo ſchnell auf, als es anfängt, und die Hoboe ſpielt E in C-moll und alle Saiten-Inſtrumente werden unter den Röcken im Regen getragen, im Sonnenſchein bloß — wenn Du mich einmal dies Orcheſter dirigiren hörteſt, Dich brächten vier Pferde nicht zum zweiten Male hin. Bei alle dem ſind ein paar Muſiker dabei, die jedem Orcheſter, ja ſogar Eurem Conſervatorium Ehre machten, aber das iſt eben das Elend in Deutſchland, daß die Baßpoſaune und der Pauker und der Contrabaß vortrefflich ſind, und alle übrigen höchſt niederträchtig. Dazu iſt ein Singverein von 120 Perſonen da, den ich alle Woche ein Mal zureiten muß und wo ſie Händel recht gut und genau ſingen und im Winter ſind ſechs Abonnements-Concerte, im Sommer jeden Monat ein paar Meſſen und alle Dilettanten zanken ſich unter einander bis auf's Blut und Keiner will Solo ſingen, oder vielmehr Alle, und ſie haſſen alle Prätention und machen nichts als das — Du kennſt ja das Muſikmachen in einer kleinen deutſchen Stadt (Gott ſei bei uns).

Das iſt freilich eine ſonderbare Art, um davon wieder anzufangen, daß Du in Deutſchland ſein ſollteſt. Aber die freundlichen

und auch ſehr treffenden Worte, mit denen Du die Einladung zum Eſſen ablehnſt, die weiſen mich doch noch nicht zurück. Im Gegentheil möchte ich Dich bitten, mir nun einmal recht im Ernſt die Frage zu beantworten: Würdeſt Du unter irgend einer Bedingung in Deutſchland leben wollen? Und unter welchen? Denn mit dem theoretiſchen Streit darüber kommen wir nicht weiter, das haben wir ſchon in Aachen vor dem Poſthauſe gemerkt. Aber nun möchte ich wiſſen, wenn z. B. eine Stelle, wie die von Hummel oder von Spohr in Caſſel oder von Grund in Meiningen, kurz eine Capellmeiſterſtelle bei einem kleinen Fürſten vacant würde, würdeſt Du eine ſolche annehmen, und Dich dadurch beſtimmen laſſen, von Paris wegzugehen? Würde es Dir dabei auf bedeutende pecuniäre Vortheile ankommen? Oder denkſt Du überhaupt nicht daran, wieder zu kommen und hat das Leben dort zu viel Anziehendes und Anregendes? Nimm mir die vielen Fragen nur auf keinen Fall übel und antworte mir recht ausführlich darauf. Es wäre ja immer möglich, daß ſich einmal ſolch eine deutſche Stelle fände und Du kannſt Dir denken, wie ich es wünſchte, Dich näher zu wiſſen, für mich perſönlich und für die Sache der guten Muſik.

Nun auch noch vom Geſchäft, für das Du vielen Dank haben ſollſt, weil Du es ſo ſchnell und zu unſer aller Freude zu Stande gebracht haſt. Am liebſten wäre es mir, wenn Du mir die Motette Es-dur, iste die ſammt dem fünfſtimmigen tantum ergo und zugleich auch den Krönungsmarſch aus der Meſſe du sacre ſchicken wollteſt. Hierum bitte ich Dich nun. Es wird ein Herr Bel aus Köln zu Dir kommen und Dich nach dieſen Sachen fragen, dem bitte ich Dich denn ſie zu geben, daß er ſie mir überſchickt und

ihm zugleich zu ſagen, was Du ausgelegt haſt, damit er Dich rembourſire. Und hab' nochmals vielen Dank. — Deine Etuden und Lieder habe ich nicht von Frankfurt erhalten, hingegen liegen die Rêveries auf meinem Piano, weil ein Bekannter von mir die franzöſiſche Zeitung hier hält und mir jedesmal zuſchickt, ſobald etwas von Dir oder Chopin drin iſt. Mein Liebling iſt die erſte in Fis-dur, die mir ſehr gefällt, auch die A-moll iſt eigen und charmant. Aber ſage mir doch recht ausführlich, was Du gemacht haſt und namentlich, was Du zu machen gedenkſt. Ich ſehe aus Deiner Aeußerung, daß Du ein größeres Werk vor haſt, aber Du ſagſt mir nicht, was es iſt. . . . .

Dein F. M.

Bendemann, Schirmer und Hildebrand, die ich geſtern ſah, laſſen Dich grüßen und Du möchteſt bald wieder herkommen.

Als ich gegen das Ende des Jahres 1847 als Dirigent nach Düſſeldorf gekommen, fand ich die Muſik dort auf einer ganz anderen Stufe ſtehend. Ferdinand Rietz hatte nicht vergeblich dort eine zwölfjährige Wirkſamkeit entfaltet. Bei meiner Ueberſiedlung nach Köln, 1850, vermittelte ich die Beſetzung der Stelle durch Robert Schumann.

IV.

In Frankfurt am Main.

(Sommer 1836.)

Meine gute Mutter hatte den Aufenthalt in Paris aufgegeben, um mir Freiheit zu laſſen zu einer längſt ſehnſüchtig gewünſchten Reiſe nach Italien. So kehrten wir denn im Frühling 1836 nach Frankfurt a. M. zurück, von wo ich mich aber, kaum angekommen, eiligſt auf den Weg machte nach Düſſeldorf. Dort hatte in jenem Jahre das Niederrheiniſche Muſikfeſt Statt unter Mendelsſohn's Leitung und der „Paulus" wurde zum erſten Male aufgeführt. Der Saal im Becker'ſchen Garten (jetzt der ſogenannte Ritterſaal der ſtädtiſchen Tonhalle) war zu klein für die große Anzahl der Zuhörer und Ausführenden. Trompeten und Poſaunen ſchmetterten von der Galerie des niedrigen Saales ihr „Wachet auf" herunter. Zu ſpät angelangt, um noch eine Probe mitzumachen, fand ich mich, einem neuen Werke gegenüber, auf meinem Platze etwas vereinſamt, in furchtbarer Hitze nach Luft ſchmachtend und hatte unter dieſen Umſtänden nicht den tiefen Eindruck, den ich erwartet hatte. (Später wurde das Oratorium mir immer lieber und ich halte, namentlich den

erſten Theil desſelben, für eine der edelſten, ſchönſten Compoſitionen Mendelsſohn's.) Die Zuhörer aber, die das Werk zum dritten oder vierten Mal hörten, waren entzückt, die Ausführenden begeiſtert, und als am dritten Tage unter Anderem der Chor: „Mache dich auf und werde Licht" wiederholt wurde, hörte ich ihn ſchon mit ganz anderen Ohren und jubelte mit den Anderen. Mendelsſohn bildete in allen Beziehungen den Mittelpunct des Feſtes, nicht allein als Componiſt, Dirigent und Clavierſpieler, ſondern auch als heiterer, liebenswürdiger Hausherr möchte ich ſagen — Bekanntſchaften vermittelnd, Zuſammengehörige zuſammenbringend, Freundlichkeiten ſpendend, wo es ihm irgend möglich. Ich ſah dort zum erſten Male Sterndale Bennet, erneuerte meine Knabenfreundſchaft mit Ferd. David und erfreute mich des Umgangs der ſchon ſo berühmten jungen Maler der Schadow'ſchen Schule. Abgeſehen vom Paulus iſt mir von dem muſicaliſchen Theile des Feſtes nur die Ausführung der Kreutzer gewidmeten Sonate von Beethoven im Gedächtniß geblieben, welche Mendelsſohn und David am dritten Tage hinreißend lebendig, ein Herz und eine Seele, zum Beſten gaben.

Wenige Tage nach meiner Rückkehr erſchien auch Felix in Frankfurt. Der erſte Eindruck, der ihm daſelbſt wurde, entſproß einem Berichte über das Muſikfeſt (dem erſten, der ihm vor Augen kam), in welchem ſein Paulus von oben herab in jenem Tone bewußtvoller Geringſchätzung beſprochen wurde, in welchem ſich ſo viele Kritiker gefallen, Künſtlern gegenüber, die hoch über ihnen ſtehen. Daß gerade das Erſte, was er über ſein ſo liebevoll vollendetes Werk las, ſo ſchnöden Inhaltes war, konnte er doch eine Weile lang nicht verwinden — der Verfaſſer hatte ſeinen Zweck erreicht.

Unſer würdiger Freund Schelble war, ſchwer erkrankt, nach ſeinem Heimathsorte Hüfingen (im Badiſchen) gezogen, und Mendelsſohn hatte ihm verſprochen, auf einige Zeit die Leitung des Cäcilien-Vereins zu übernehmen. Nur während ſechs Wochen ſtand er demſelben vor, wirkte aber während dieſer kurzen Zeit begeiſternd auf die Ausübenden. Er ließ Händel und Bach ſingen, vom Letztern namentlich die wunderbar-herrliche Cantate: „Gottes Zeit iſt die allerbeſte Zeit". Seine enthuſiaſtiſche Bewunderung des großen alten Meiſters wußte er dem Chore mitzutheilen — man war wie elektriſirt. Dabei athmete ſein ganzes Weſen freundlichſtes Wohlwollen, er benahm ſich auf das liebenswürdigſte und gewann alle Herzen.

Mendelsſohn hatte die geräumige Wohnung Schelble's bezogen, welche, an der Ecke der „ſchönen Ausſicht" liegend, einen herrlichen Blick ſtromauf- und ſtromabwärts gewährte und fühlte ſich dort ſehr behaglich. Er liebte es, befreundete Perſonen bei ſich zu ſehen und es war ihm ſogar angenehm, Vormittags während ſeiner Arbeitszeit hie und da durch einen ſympathiſchen Beſuch geſtört zu werden. Unſere Wohnung, am Pfarreiſen, war wenig von der ſeinen entfernt und wir ſahen uns ſehr häufig. Meine gute Mutter, welche ſich, trotz ihrer unendlichen mütterlichen Liebe, auch für mir überlegene Talente gern und leicht begeiſterte, ſchwärmte für Mendelsſohn und that ihm zu Liebe, was ihr nur irgend möglich. Sie hatte bald ſeine Lieblingsgerichte erforſcht, wußte auch ſonſt ſeinen kleinen Gewohnheiten nachzugeben, und ſo fühlte er ſich ſehr bei uns zu Hauſe. Oefters hatte ſie heimlich einen Wagen beſtellen laſſen, um uns zu entfernteren Ausflügen zu veranlaſſen in die ſchöne,

unerſchöpfliche Umgegend meiner Vaterſtadt. Auf einer jener Spazierfahrten hatte ich Gelegenheit, den Freund auch einmal etwas wüthend zu ſehen. Es war in der Nähe des reizend gelegenen Bergen. Der Kutſcher hatte, ich weiß nicht welche Dummheit, geſagt oder gethan, als Mendelsſohn zornglühend aus dem Wagen ſprang, den Menſchen mit höchſt unangenehmen Worten überſchüttete und unter keiner Bedingung wieder einſteigen wollte. Die Strafe war auf unſerer Seite. Meine Mutter erſchrak, als wir erhitzt und abgehetzt zu ſpäter Abendſtunde bei ihr eintraten, da wir den langen Weg zu Fuße zurückzulegen genöthigt geweſen. Während des Abendbrodes mußte Felix ſelbſt über das Vorgefallene lachen, hielt aber doch durchaus die Richtigkeit ſeiner Handlungsweiſe aufrecht.

„Und es iſt vortheilhaft, den Genius
Bewirthen: gibſt du ihm ein Gaſtgeſchenk,
So läßt er dir ein ſchöneres zurück."

So erinnere ich mich, daß einſtmals unmittelbar nach Tiſche Mendelsſohn meine Etuden auf dem Flügel liegen ſah, ſich hinſetzte und ſämmtliche vierundzwanzig Stücke hintereinander bewunderungswürdig vortrug. Meine gute Mutter ſchwamm in Seligkeit. „Das iſt doch ein ganzer Mann, der Felix," ſagte ſie freudeſtrahlend zu mir. Dieſer ſuchte, ſehr erhitzt und aufgeregt, aber in der heiterſten Laune, ſolche Freude gemacht zu haben, das lederne Sopha in meinem Zimmer auf, auf welchem ſich herumzuwälzen zu ſeinen beſonderen Liebhabereien gehörte.

Mancher intereſſante Beſuch erfreute uns in jener Zeit. Unter anderen der des bekannten ſchwediſchen Liedercomponiſten Lindblad,

deſſen heitere Lebhaftigkeit durch ſeine nordländiſche Ausſprache einen beſonderen Reiz erhielt. Er blieb nur wenige Tage, aber wir ſahen ihn viel. Als Mendelsſohn ihm eines Morgens die Ouverture zur ſchönen Meluſine vorſpielte, ſagte er: „Dieſe Muſik belauſcht ſich ſelbſt.“ — Vielleicht thut ſie's — aber ſie muß ihre Freude haben an dem, was ſie hört.

Das intereſſanteſte Ereigniß jener Frühlingswochen war die Anweſenheit Roſſini's in Frankfurt und ſein faſt tägliches Zuſammentreffen mit Mendelsſohn in unſerem Hauſe.

Der berühmteſte aller Maëſtro's war mit Frau Baron James von Rothſchild nach Frankfurt gekommen, um der Hochzeit eines der jüngeren Glieder der Familie beizuwohnen — im Sinne der Frau James gewiß, um ſie durch ſeine Gegenwart zu verherrlichen. Denn die hochgebildete Dame kannte Roſſini von ſeinen beſten Seiten und war ſo eben auf der langſam zurückgelegten Reiſe wieder Zeugin geweſen von ſeinem tiefen Verſtändniß alles Schönen und ſeiner Freude an Kunſt und Natur. Roſſini, ſeit ſeinem Wilhelm Tell auf der höchſten Stufe des Ruhmes, war zu jener Zeit auch auf der Höhe ſeiner Perſönlichkeit, wenn ich mich ſo ausdrücken darf. Der enorme Embonpoint der früheren Jahre hatte ſich verloren, ſeine Geſtalt war voll, aber nicht disproportionirt und ſein prachtvolles Antlitz, in welchem ſich die Kraft des Denkers vereinigt fand mit dem Witze des Humoriſten, ſtrahlte in Geſundheit und Glück. Mit dem melodiſchſten Organe ſprach er das Franzöſiſche eben ſo rein wie das Italieniſche — der lange Aufenthalt in Paris und der Umgang mit den erſten dort lebenden Perſönlichkeiten hatten aus dem übermüthigen jungen italieniſchen

Maëſtro einen Mann gemacht, der, eben ſo vornehm wie anmuthig und gemüthlich, Jeden bezaubern mußte durch ſeine unwiderſtehliche Liebenswürdigkeit.

Zu unſerer größten Freude war er eines Morgens bei uns eingetreten und erzählte von ſeiner Reiſe durch Belgien und von Allem, was ihn hie und dort frappirt, als ich die Klingel hörte und in der ſichern Vorausſetzung, Mendelsſohn ſei da, hinausſprang, um die Thüre des Corridors zu öffnen. Es war Felix — und Julius Rietz, eben erſt angekommen, war mit ihm. Ich kündigte die Gegenwart Roſſini's an, was Mendelsſohn mit fröhlichen Ausrufungen beantwortete. Rietz war aber trotz allem Zureden nicht zu bewegen, mit einzutreten und machte Kehrum. Felix trat ein und Roſſini empfing ihn in ſo ausgeſucht achtungsvoller und zugleich freundlicher Weiſe, daß ſich nach wenigen Minuten das Geſpräch lebendig und natürlich im Gange fand.

Roſſini wollte, daß Mendelsſohn ihm ſpiele und obſchon dies Letzterem nicht ſo ganz recht war, wurde doch ſchon für den nächſten Morgen ein Zuſammentreffen bei uns verabredet, welches ſich im Laufe der folgenden Tage noch öfters wiederholte. Es war nun ganz reizend, wie Felix, eigentlich mit innerem Widerſtreben, doch jedes Mal von Neuem ſich der imponirenden Liebenswürdigkeit des Maëſtro fügen mußte, welcher, am Clavier ſtehend, mit aufrichtigſtem Intereſſe zuhörte und ſeine mehr oder weniger große Befriedigung in ernſten und heiteren Worten kundgab. Ich kann nicht läugnen (es war ja auch ganz natürlich), daß Felix in ſeinem jugendlichen Weſen, einem Tonſetzer ſeine Compoſitionen vortragend, deſſen Melodieen die ganze ſingende Welt beherrſchten, in gewiſſer

Art äußerlich eine inferiore Rolle ſpielte, wie ſie ja immer Statt hat, wenn man ſich einem bedeutenden Manne künſtleriſch vorſtellt, der keine Revanche gibt. Auch fing es zuweilen an in Mendelsſohn ein wenig zu revolutioniren. „Wenn Dein Roſſini," ſagte er eines Morgens, als wir uns in den Fluten des Mains zuſammen fanden, „wieder ſolche Dinge murmelt, wie geſtern, dann ſpiele ich ihm doch nichts mehr vor". Was hat er denn gemurmelt? frug ich, ich habe nichts gehört. „Aber ich wohl — ça sent la Sonate de Scarlatti, hat er zwiſchen den Zähnen geliſpelt, als ich das Fis-moll-Stück ſpielte." Das iſt ja nichts ſo Schlimmes! „Ah bah!" — aber am folgenden Tage ſetzte er ſich doch wieder ans Clavier. Ich muß hier hinzufügen, daß noch in den ſpäteſten Jahren ſeines Lebens Roſſini dieſes Zuſammentreffens mit Mendelsſohn in der herzlichſten Weiſe gedachte und ſeiner Bewunderung deſſen Talentes den lebendigſten Ausdruck verlieh.

Einen wahrhaft berauſchenden Eindruck machte übrigens die Anweſenheit Roſſini's auf die ganze frankfurter Muſikercolonie. Gleich am zweiten Tage nach ſeiner Ankunft mußte ich mit ihm zu allen bedeutenden Kunſtgenoſſen fahren, wobei ich mehrfach die Rolle des Dolmetſchers zu machen hatte. Der Eine und der Andere wollte vor Schreck und Ueberraſchung faſt ohnmächtig werden, als Roſſini bei ihm eintrat. Meine Mutter lud nun alle die Herren und ein paar fremde Virtuoſen, die auch zufällig in Frankfurt anweſend, zu einer Soirée ein, um ſie mit Roſſini zuſammenzubringen. Und da war es doch faſt humoriſtiſch, zu ſehen, wie es Jedem darum zu thun war, ſich dem unſoliden italieniſchen Componiſten zu zeigen. Capellmeiſter Guhr ſpielte ein Stück Sonate

ſeiner Compoſition, Ferdinand Ries die rhythmiſch combinirte Etude, mit welcher er zuerſt in London Aufſehen erregt, Aloys Schmitt gab ein Rondeau, ein Anderer eine Nocturne zum Beſten. Mendelsſohn amuſirte ſich höchlichſt darüber. Roſſini aber benahm ſich an jenem Abend ſo vornehm, wie ich mich kaum erinnere, ihn je wieder geſehen zu haben; ſehr höflich, ſehr freundlich, ſehr anerkennend, gar zu anerkennend — am folgenden Tage kam der Schalk zum Vorſchein.

Man hatte Roſſini zu Ehren auch ein Feſteſſen auf der Mainluſt veranſtaltet, an welchem ſich ſo viele Notabilitäten aller Art betheiligten, als der Raum es erlaubte und bei welchem auch Mendelsſohn anweſend war. Nach Ende der Tafel ging der Held des Tages im Garten plaudernd auf und ab, wie er es überhaupt nach Tiſche zu halten pflegte. Alle Wege und Grasplätze waren mit Menſchen angefüllt, die den Wundermann ſehen wollten — man reckte ſich die Hälſe aus — man drückte ſich nach allen Himmelszonen, um ihm mit dem Blicke zu begegnen — aber er that, als ob er von alledem nichts merkte. Ich habe im Freien einem ſolchen perſönlichen Erfolg eines Componiſten (wenn er nicht gerade begraben wurde) nie wieder beigewohnt.

Für Mendelsſohn wurde das Frühjahr 1836 zu einem der wichtigſten Abſchnitte ſeines Lebens, er fand die Gefährtin desſelben.

In dem hochangeſehenen Souchay'ſchen Hauſe wohnte bei ihren Eltern und mit ihren Kindern die noch jugendliche Frau Jeanrenaud, Witwe eines im blühendſten Alter verſtorbenen Predigers der franzöſiſch-reformirten Gemeinde in Frankfurt. Felix, dort eingeführt, fühlte ſich bald unwiderſtehlich angezogen, von der holdſeligen Er-

ſcheinung der älteſten Tochter Cécile, wie ſie in Folge der Nationalität des Vaters genannt wurde. Seine Beſuche bei Frau Jeanrenaud wurden immer häufiger, aber in ſo zurückhaltender Weiſe benahm er ſich gegen die Erwählte ſeines Herzens, daß dieſe, wie ſie mir es ſelbſt ſpäter in Gegenwart des Gatten lächelnd erzählte, durch mehrere Wochen gar nicht daran dachte, das Erſcheinen Mendelsſohn's auf ſich zu beziehen, ſondern glaubte, er komme nur um ihrer Mutter willen, welche freilich, jugendlich lebendig, geſcheidt und gebildet und dabei das unverfälſchteſte Frankfurteriſch plauſchend, in hohem Grade anziehend war.

Sprach Felix in dieſen erſten Zeiten wenig mit Cécile, ſo ſprach er um ſo mehr von ihr, wenn er von ihr entfernt. In meinem Zimmer nach Tiſche auf dem Sopha ausruhend, auf langen Spaziergängen in den milden Sommernächten (wo ſich oft Dr. S. zu uns geſellte), ſchwärmte er von der Lieblichkeit, Anmuth und Schönheit der Auserkorenen. Schwulſt lag ihm fern, im Leben wie in der Kunſt — mit reizender Offenheit und Natürlichkeit ließ er ſich über alle die Vorzüge des geliebten Mädchens aus, oft in heiterſter, halb lachender, dann wieder in herzlichſter, aber nie ſentimentaler oder hochpathetiſcher oder gar brennend leidenſchaftlicher Weiſe. Wie ernſt ihm aber dabei zu Muthe war, ließ ſich leicht erkennen, auch war er kaum zu Geſprächen zu bringen, die ſich nicht mehr oder weniger auf ſeine Neigung bezogen. Ich kannte die Auserkorene ſeines Herzens damals noch nicht, konnte alſo nur den theilnehmenden Zuhörer abgeben. Wie wenig dankbar die Rolle des Vertrauten iſt, wiſſen wir aus der franzöſiſchen Tragödie — ich hatte nicht einmal die Befriedigung, der einzige

Confident zu ſein, denn, wie ſchon erwähnt, Dr. S. war oft genug gleichzeitig Zeuge von Felix' Herzensergüſſen, aber dafür konnte ich mich mit Jenem über die uns werdenden Offenbarungen ausſprechen, und die aufrichtige Liebe zu Mendelsſohn, welche wir theilten, ließ uns leicht hinwegſehen über das Stück Monotonie, welches nun einmal von je her verliebte Ergüſſe auszeichnet. — Die frankfurter Geſellſchaft verfolgte mit neugierigem Intereſſe Mendelsſohn's doch halb verhüllte Werbung, und manche Aeußerungen, von welchen ich vernahm, zeigten mir, daß es in gewiſſen Kreiſen kaum ausreichte, Genie, Bildung, Ruhm, Liebenswürdigkeit, Vermögen zu beſitzen und einer bedeutenden, ja, berühmten Familie anzugehören, um ſeine Blicke zu einer jungen Patricierin erheben zu dürfen — doch glaube ich nicht, daß dergleichen je zu Mendelsſohn's Ohren kam. Um ſich körperlich zu ſtärken, auch wie uns Ed. Devrient aus ſicherer Quelle mittheilt, um ſeine Neigung durch Entfernung von der Geliebten zu prüfen, ging Felix Anfangs Auguſt ins Seebad. Vom Haag erhielt ich kurz nach ſeiner Abreiſe folgenden Brief, deſſen humoriſtiſcher Ingrimm, mehr als empfindſame Phraſen es thun würden, zeigt, wie ſchwer es ihm wurde, die Wochen der Trennung zu überſtehen.

's Gravenhage, den 7. Auguſt 1836.

Lieber Hiller!

O Gott, ſäße ich doch am Pfarreiſen bei Dir und erzählte von Holland, ſtatt Dir davon zu ſchreiben; ich glaube, man kann in Frankfurt gar keine Idee davon haben, wie langweilig es im Haag iſt. Wenn Du mir nicht auf dieſen Brief umgehend antworteſt und mir wenigſtens acht Seiten über Frankfurt ſchreibſt, und übers Fahrthor*) und Dich und die Deinigen, und Muſik und die ganze lebendige Welt, ſo iſt möglich, daß ich hier ein Käſehändler werde und gar nicht wieder komme. Kein geſcheuter Gedanke iſt durch dieſen Kopf gegangen, ſeit ich aus dem Hotel de Ruſſie herausfuhr; jetzt gewöhne ich mich ſogar ſchon nachgerade daran und erwarte gar nichts Geſcheutes mehr, rechne nur nach, wie lange ich zurückzureiſen habe, und freue mich, daß ich heute ſchon mein ſechstes Bad genommen, etwa ein Viertel von der ganzen Strafarbeit. Wäreſt Du ich, Du hätteſt ſchon zehn Mal eingepackt, das Käſeland mit dem Rücken angeſehn, Deinen Reiſegefährten einige ſehr unverſtändliche Worte geſagt und wäreſt zurückgereiſt; ich möchte es wohl auch thun, nur ein gewiſſes Philiſterthum, das ich bekanntlich beſitze, hält mich davon ab. In Düſſeldorf

*) In der nächſten Nähe desſelben wohnte die Familie Jeanrenaud.

mußte ich ſtatt zwei, drei Tage bleiben, weil S. durchaus nicht fortzukriegen war; ich glaube, dieſe paar Tage haben nicht wenig dazu beigetragen, mich melancholiſch zu machen. Es war dort Alles ſo ſehr vorbei, die leidige Erinnerung, von der ich, wie Du weißt, gar nichts halte, ſpielte ihre Rolle ſchon wieder. Das Muſikfeſt ſollte ſchön geweſen ſein; darüber wurde aber die Gegenwart langweilig; von Schindler und ſeinen Schriften und Gegenſchriften mußte ich ein Längſtes und Breiteſtes hören, das war nicht kurzweilig; bei * aß ich den Mittag, das war aber auch ſchon lange vorbei; Rietz ſieht, obwohl er für den Moment erholt iſt, ſo entſetzlich krank aus und iſt ſo aufgeregt, und von den düſſeldorfer Muſikfreunden ſo angeſtrengt und (von Einigen) ſo mißhandelt, daß mir ſein Wiederfinden in der Seele weh that; auf dem Dampfboot regnete es bis Rotterdam, Schirmer fuhr mit bis hieher, dann ging er zu Dampf nach Havre, ſpäter nach Paris — aber, o Gott, wäre ich doch am Pfarreiſen! — Denn hier ging die eigentliche Plage erſt los. S. wurde grimmig und fand Alles zu theuer, wir konnten keine Wohnung finden, keinen Wagen, die Holländer verſtanden kein Hochdeutſch, obwohl S. alle Leute keck mit Hochdeutſch anredete, ſein Sohn war unartig, die Plage war groß. Jetzt haben wir hier im Haag ein Logis gefunden, fahren alle Morgen um 8 nach Scheveningen hinaus, baden uns ab und die Maſchine iſt in gehörigem Gange. Draußen in Scheveningen iſt der Anblick des Meeres freilich nicht todt zu machen, geheimnißvoll und unergründlich bleibt die grüne, grade Linie immer und die Muſcheln und Fiſche ſind nett, die die Ebbe an den Strand ſpült. Aber ſo proſaiſch, wie das Meer nur irgend ſein

kann, iſt es doch hier; die Dünen ſehen traurig, troſtlos aus und man ſieht faſt nichts vom Waſſerſpiegel, weil der Standpunct ſo niedrig iſt; und die Hälfte des Meeres iſt gefärbt, wie der Strand, weil es Anfangs ſehr flach iſt, erſt ganz in der Entfernung fängt die Tiefe an. Große Schiffe gibt es nirgend, lauter mittelgroße Fiſcherboote; da hab' ich denn wenig Freude, obwohl heut ein Holländer mich feſthielt, als ich am Strande lief, und mir ſagte: Hier ſolle ſe nu majeſtuoſiſche Idee ſammele! Ich dachte, wärſt du im Pfefferlande und ich im Weinlande; nicht einmal recht einſam kann man hier ſein, der Muſikliebhaber gibt es auch hier, die es übel nehmen, wenn man ſie aufrichtig anſchnauzt; ſogar mehrere Leipzigerinnen baden in Scheveningen und gehen nach dem Bade mit langhängenden ungekämmten Haaren ſpazieren, was infam ausſieht, und wobei man ihnen die Cour machen ſoll. Mein einziger Troſt iſt Herr v. * (da muß es weit mit mir gekommen ſein), aber er ennuyirt ſich auch ſchmählich, deßhalb ſind unſere Gemüther gleich geſtimmt. Zwar ſieht er das Meer immer an, als könne er's morgen abzapfen laſſen, wenn er wollte, aber das thut nichts, ich gehe doch lieber mit ihm ſpazieren, als mit den Leipzigerinnen mit den langen Haaren. Endlich muß ich S.'s Jungen erziehen, ihm lateiniſche Conſtructionen aus dem Cornelius Nepos machen helfen, ihm Federn ſchneiden, Morgens und Abends Thee und Butterbrod machen, heut mußte ich ihn ins Waſſer perſuadiren, weil er bisher immer mit dem Vater ſehr ſchrie und immer große Furcht hat; ſo lebe ich hier im Haag; ich wollte ich lebte am Pfarreiſen! Aber ſchreibe bald, wie es da ausſieht und tröſte mich ein wenig. — — Das war doch gute Zeit, die wir jetzt in Frank-

furt verlebten; da ich mündlich zu ſo etwas ſelten komme, ſo muß ich Dir es hier hinſchreiben, wie herzlich dankbar ich Dir dafür bin. Die Spaziergänge am Main in der Nacht und manche Stunde in Deinem Haus, und die Nachmittage, wo ich auf dem Sopha lag, und Du Dich verflucht ennuyirteſt, ich mich aber nicht, die werde ich niemals vergeſſen. Eigentlich iſt es doch ſchade, daß wir ſo ſelten und nur auf ſo kurz immer zuſammen kommen; es würde uns Beiden doch viel Freude machen, wenn's anders wäre. Oder glaubſt Du, daß wir uns endlich zanken würden? Ich meine nicht.

Haſt Du denn ſeit meiner Abreiſe noch an unſere leipziger Ouverture wieder gedacht, die mir ſo lieb iſt? Ich bitte Dich, laß mich ſie fertig finden, wenn ich zurückkomme; es koſtet Dich ja jetzt nur ein paar Nachmittage, faſt nur eine Abſchrift. Und mein Clavierſtück, wie ſteht es damit? Ich habe hier an Muſik noch nicht gedacht, aber viel gezeichnet und gemalt, und werde doch vielleicht einige Muſik mitbringen. *Was macht der Cäcilien-Verein? Lebt er, oder ſchläft er und ſchnarcht? Manches von unſerer frankfurter Zeit wird doch wohl vorbei ſein; . . . . Beſagter * theilte mir heute auch mit, daß H. Bräutigam ſei, iſt das wahr? Dann mußt Du Dich auch bald verheirathen. Ich ſchlage Mme. M. dazu vor, haſt Du die wiedergeſehen und die Darmſtädterin? Schreibe mir nur von ganz Frankfurt. Sage Mlle. J., hier in meinem Zimmer hinge nur ein Kupferſtich, der ſtelle aber la ville de Toulon vor, wobei ich denn jederzeit an ſie als Toulonne denken muß. Und nun grüße mir vor Allem Deine Mutter vielmal und aufs angelegentlichſte und laß mich ſehr, ſehr bald von Dir hören. Wenn mir die Geduld nicht reißt, ſo bleibe ich bis zum 24. oder

26. Auguſt hier und fahre dann zu Land oder zu Waſſer nach der freien Reichsſtadt. Ich wollt, ich ſähe ſie erſt! Wenn Du dieſen Brief einem Menſchen zeigſt, ſo wollte ich, Du würdeſt gebraten und ich würde ohnehin gehängt; alſo verſchließ ihn oder verbrenn ihn, aber ſchreib mir umgehend wieder, poste restante à la Haye. Lebe wohl und bleibe mir gut und ſchreibe mir bald.

Dein

Felix M.-B.

Daß ich dieſen Brief nicht verbrannte, wird man begreiflich finden, und daß ich ihn jetzt nicht länger verſchließe, wird man mir danken. In den auf ſeinen Empfang folgenden Tagen hatte mich ein kleines Unglück betroffen. Ich ſprang auf der Schwimmſchule bei ſeichtem Waſſer in den Main und trat auf einen ſpitzen Glasſcherben. Es mußte eine kleine Ader durchſchnitten worden ſein, denn als ich, von ſtarkem Schmerz betroffen, wieder ans Land ſtieg, ſprang eine blutige Miniatur-Fontaine luſtig in die Höhe. Das Schauſpiel derſelben unterhielt mich mehr, als es mich ſchreckte — aber gegen Abend bekam ich eine Art von nervöſem Zufall, nach welchem ich mich ſehr ſchwach, ja, krank fühlte. Nach einigen Tagen empfahl der Arzt eine Luftveränderung und ſchickte mich nach Homburg, zur Zeit ein einſamer, durchaus idylliſcher kleiner Ort. Ein einziges Häuschen ſtand in der Nähe der Quelle, wo wir, die Mutter und ich, uns anſiedelten. Ein paar Dutzend Frankfurter bildeten die ganze Bade-Geſellſchaft. Von dort gab ich Mendelsſohn Bericht über meine Lage, und erhielt folgende Antwort:

Haag, den 18. Auguſt 1836.

Lieber Ferdinand!

Das iſt ja eine fatale Nachricht, die Dein Brief mir gibt und die der ganz verſtimmte Ton darin beſtätigt, daß Du langweilige, böſe und kranke Zeit erlebt haſt; ich möchte hoffen, daß Dir jetzt beſſer zu Muth iſt, daß Dich vielleicht dieſe Zeilen ſchon wieder in ganz anderer Laune treffen, als die, in der Du mir ſchriebſt; aber da Du aufs Land gehen mußt, ſo iſt die Sache gewiß hartnäckig geweſen, und wenn Du bei Deiner ſtarken Natur Nervenzufälle bekameſt und an Mattigkeit leideſt, das muß doch ernſthaft ſein und Du Armer mußt gewiß viel Geduld gehabt haben; wenn's nur jetzt vorüber iſt und ich Dich wieder geſund und ſtark in Frankfurt finde! Sonderbar iſt's, daß ich mir auch ſeit acht bis zehn Tagen den Fuß im Bade verletzt habe (freilich viel weniger bedeutend als Du, nur verſprungen) und ſeit der Zeit mühſam umherhinke, was zwar eine Art Sympathie zwiſchen uns iſt, aber den Aufenthalt hier noch läſtiger macht; denn wenn man in ſolcher Badekur ſeinem Körper nicht einmal ordentlich freien Lauf laſſen kann (im Doppelſinn), ſo hat man wirklich gar nichts zu thun. Ueberhaupt, willſt Du dieſen Brief als Aufheiterungsmittel haben, ſo fürchte ich, Du wirſt den guten Willen für die That nehmen müſſen; ich fange gar zu viel Grillen, ſeit ich hinken muß und tauge ſchlecht zum Aufheitern. Noch dazu hat

ſich S. ſeit einigen Tagen fortgemacht und mich hier unter den „andersredenden“ Menſchen alleingelaſſen. Nun muß ich allen Ennui allein verſpeiſen, wir fluchten doch wenigſtens zuſammen. Das Bad ſchien ihn zu ſehr anzugreifen, er fürchtete, ernſtlich krank zu werden, ſo konnte ich ihm zum Bleiben wenig zureden und wahrſcheinlich ſitzt er jetzt ſchon wieder behaglich und ruhig in Düſſeldorf, während ich unſer ganzes Logis allein bewohne und wenn ich Luſt habe, in drei Betten ſchlafen kann. 21 Bäder, das iſt, was man die kleine Kur nennt, das Minimum, das einem Menſchen helfen kann, und wenn ich die fertig genommen habe, ſo fahre ich, ſo Gott will, ein paar Stunden darauf fort, und freue mich auf Emmerich und die preußiſche Gränze, als wäre es Neapel oder ſonſt was Schönes. Nächſten Montag iſt dieſer erſehnte 21. Badetag, mein Plan iſt, dann mit dem Dampfboot rhein-aufwärts zu gehen, da es leider keine ſchnellere Gelegenheit gibt. Einen Tag muß ich mich in Horchheim beim Onkel aufhalten, da ich es auf der Hinreiſe faſt gar nicht gethan, und ſo hoffe ich zu Gott, am Sonntag Abend, den 28. Auguſt, Goethe's Geburtstag noch in Frankfurt mit Rheinwein zu feiern, und wie ich Dir das ſchreibe, glaubſt Du nicht, wie ſehr ich mich dahin ſehne. Werden wir denn den Abend gleich zuſammen ſein können? Ich fürchte immer, Du wirſt zu lange in Deinem Homburg bleiben und wer weiß, ob mir's dann möglich ſein würde, Dich dort zu beſuchen. Wo liegt denn das Homburg? Iſt's Homburg vor der Höhe oder Heſſen-Homburg, von dem der Prinz her iſt, oder was für eins? Eben iſt mir's, als hätte ich auch von einem im Taunus gehört; wenn das wäre und es wäre das Deinige, könnten wir uns dann

nicht vielleicht zwiſchen Frankfurt und Mainz am 28. d. treffen? Das wäre ſehr ſchön und wir zögen zuſammen bei der Warte vorbei und in Frankfurt ein und verplauderten den Abend gut. Ich bitte Dich, ſchreib mir darüber und über Dein Befinden noch ein paar Worte, Du thäteſt mir einen großen Gefallen, ſage bloß, wie und wann ich Dich treffen werde und gib mir gute Nachricht von Deinem Befinden und dem der Deinigen. Wohl kann ich's Deinem Briefe anſehen, daß er Dir ſehr ſchwer geworden iſt, habe um ſo mehr Dank dafür, daß Du ihn doch geſchrieben, und mach wieder ſolch einen guten Effort, wenn auch nur zu ein paar Zeilen, adreſſire ſie an Hrn. Mendelsſohn in Coblenz, ſo bekomme ich ſie ſchnell und ſicher. Ich zeichne viel, componire wenig, aber ich möchte, ich wäre am Pfarreiſen. Verzeih' den dummen Brief, lebe wohl, auf frohes Wiederſehn, bei guter Geſundheit und am Main.

Stets Dein

Felix M.-B.

In Folge dieſes Briefes muß ich Mendelsſohn wohl ein Rendez-vous in Höchſt angeboten haben, wohin ich von Homburg aus leicht gelangen konnte. Es wurde aber nichts daraus, wie mir der folgende Brief beweiſt:

Coblenz, den 27. Auguſt 1836.

Liebes altes Drama!*)

Deinen Brief empfing ich geſtern in Köln und kann ihn erſt heute von hier aus beantworten, aber in aller Eile, denn das Beſſere mündlich. Ich werde Dir nicht beſtimmt angeben können, wann ich von Mainz nach Frankfurt reiſe und durch Höchſt komme. Ich muß mir heute par ordre de moufti (chirurgien) Blutegel an meinen dummen Fuß ſetzen und deßhalb morgen noch hier bleiben und mich ruhig halten; es wäre zu arg, wenn ich nach Frankfurt käme und das Zimmer hüten müßte. Hoffentlich komme ich nun Montag Abend, doch reiſe ich vielleicht dennoch morgen früh und bin in keinem Falle ſicher genug, um Dir ein Rendez-vous zu geben. Die Blutegel werden mich regieren; aber nach Homburg hätte ich doch nicht mitgekonnt; es zieht mich gar zu ſehr nach der freien Reichsſtadt, und wie ich mich dahin wünſche, weißt Du; triff nur bald wieder dort ein und laß mich eine Zeile Nachricht poste restante Frankfurt finden, wann, wie Du kommſt, damit ich Dich erwarten kann. Und grüße die Deinen und leb in Dur- und $^6/_4$-Accorden aller Art ſehr luſtig.

Dein F. M.-B.

---

*) Meiner erſten Concert-Ouverture in D-moll, von welcher einige Mal die Rede, hatte ich den Namen gegeben: „Ouverture zum alten Drama Fernando", daher die mehrfach wiederholte Anrede: „Altes Drama" u. dgl. Bei der Veröffentlichung ließ ich jene Bezeichnung weg, da ſie ein Drama im Sinne hatte, welches erſt jetzt nach und nach zu einem alten wird.

Während ich noch in Homburg verweilte, fand die Verlobung Mendelsſohn's Statt — es war eine große, vielbeſprochene Begebenheit. Er machte uns mit Braut und Schwägerin eines Nachmittags einen Beſuch. An den glückſeligen Bräutigam, dem überdies nur kurze Zeit zum Zuſammenleben mit ſeiner Braut gegönnt war, durfte man keine Anſprüche machen. Gegen Ende September, wenn nicht früher, kehrte er zu ſeinen leipziger Verpflichtungen zurück und ein großes ländliches Feſt, welches die Großeltern ſeiner Braut zur Feier der Verlobung auf dem Sandhof gaben, durfte ihn nicht zurückhalten. Mit Extrapoſt, wozu ihm meine Mutter einen alten Wagen geliehen, fuhr er von dannen. Ich hatte meine Reiſe nach Italien aufgeſchoben, um die Direction des Cäcilien-Vereins zu übernehmen. In der nächſten Zeit erhielt ich von Mendelsſohn folgende Briefe:

Leipzig, den 29. October 1836.

Mein lieber Ferdinand!

Du biſt böſe auf mich, ſagt Cécile — aber ſei es nicht, ſag' ich, wenigſtens nicht zu ſehr, mein langes Stillſchweigen iſt wirklich verzeihlich. Von der Maſſe Arbeiten, mit denen ich hier überhäuft bin, kannſt Du Dir gar keine Vorſtellung machen, es iſt faſt zu arg mit der Muſik hier und die Leute kriegen es nicht ſatt, ich habe faſt täglich Probe, manchmal zwei, oder Probe und Aufführung an einem Abend und wenn ich dann müde und abgeſpannt vom Sprechen und Tactſchlagen bin, ſo mag ich Dir auch nicht gerade einen Brief ſchreiben. Wärſt Du ein recht netter Menſch geweſen, ſo hätteſt Du mir ſchon längſt mal ein paar Zeilen zukommen laſſen und gedacht: da der nicht zuerſt ſchreibt, ſo kann er wahrſcheinlich nicht, ſo will ich's thun, und ſicher biſt Du nicht ſo gedrängt und getrieben, wie ich's bin, und dann ſiehſt Du meine Braut oft und hätteſt mir von der ſchreiben können — und das Alles thuſt Du nicht und willſt doch edelmüthig heißen? Aber ich will mich gar nicht beklagen, wenn Du's wenigſtens gleich nachholſt und mir Alles ſchreibſt und beſchreibſt, was ſeit dem 19. September um Mitternacht ſich mit Dir zugetragen hat. Von mir iſt eigentlich gar nichts zu ſagen, ich dirigire die Abonnements-Concerte und diverſe andere und wollte von ganzem Herzen, ich wäre am Fahrthor. Von Dir haſt Du mir viel zu ſchreiben —

wie Du lebſt, wie die Deinigen, ob Du Muße und Luſt zum Componiren gehabt haſt, was mein Clavierſtück macht, was der Cäcilien-Verein, wie meine Braut ausſieht, wie Du Dich dort im Hauſe behabſt, über Schelble, über den dicken P., über ganz Frankfurt (in dem ich jetzt ſo gerne wäre, Du vielleicht wieder in Leipzig), über alles das mußt Du mir ſchreiben. Thu's recht bald, lieber Ferdinand.

Doch habe ich Dir über etwas zu berichten, das iſt unſer zweites Abonnements-Concert mit Deiner Ouverture aus E, durch die Du mir und uns Allen eine große, herzliche Freude bereitet haſt. Sie klang höchſt friſch und ſchön im Orcheſter und wurde mit vieler Liebe geſpielt; einige Stellen, von denen ich am Clavier gar nicht ſo viel erwartet hatte, traten prächtig im Orcheſter hervor, am allermeiſten aber die, wo es Fortiſſimo in ganzen Noten heruntergeht (Deine Lieblingsſtelle, ſehr grob), die macht ſich herrlich, und meine Blas-Inſtrumente ſchlagen ſo ſchön drein, daß es eine Luſt iſt; David ließ alle Saiten-Inſtrumente lauter Herunterſtrich dazu nehmen — das hätteſt Du hören ſollen; und dann die ſanfte in den Blas-Inſtrumenten, und dann die Rückkehr ins E-dur-Pianiſſimo. Die ganze Compoſition hat mir von Neuem Freude gemacht und mehr gefallen, als irgend eine der jetzigen, die ich kenne. Was man ſo das Publicum nennt, die waren weniger angeregt davon, als ich erwartet und gewünſcht hatte, weil das gerade ein Stück iſt, das ſie verſtehen könnten und ſollten, aber das liegt daran, glaube ich, daß ſie deinen Namen noch nicht bei einer Inſtrumental-Compoſition geſehen hatten, da nehmen ſie ſich in Deutſchland mit ihrem Enthuſiasmus wohl in Acht.

Drum iſt's aber gut, daß ſich der Theater-Director die Ouverture gleich am folgenden Tage zu einem Concert im Theater ausbitten ließ, das in den nächſten Wochen Statt finden ſoll und wozu ich ſie ihm auch verſprach. (Ich hoffe, Du haſt nichts dagegen.) Am 8. Januar kommt dann die aus D-moll und gegen Ende des Winters werde ich ſie beide wahrſcheinlich repetiren. Was die Recenſenten geſagt haben, weiß ich nicht, denn ich las es nicht, Finck ſagte mir, es ſei ſchöne Arbeit und Sch. . . wollte länger darüber ſchreiben — Gott geb' was Gutes. Was liegt aber dran? den Muſikern hat die Ouverture allgemein ſehr gefallen und das iſt die Hauptſache. Wann kommt aber mein Clavierſtück? Brüſte Dich nur nicht zu ſehr mit Deinem Cäcilien-Verein; wir Leipziger machen jetzt eine Aufführung von Israel in Aegypten, die hat ſich gewaſchen. Ueber 200 Chorſänger und Orcheſter mit der Orgel in der Kirche, darauf freue ich mich ſehr; über acht Tage wollen wir damit herausrücken, und das iſt auch eine von den Sachen, von denen mir jetzt der Kopf brummt, und ſo eine Probe mit den vielen Dilettanten und -innen, die durcheinander ſingen und ſchreien und nicht ſtille ſind, iſt eben keine ſanfte Arbeit. Da haſt Du's beſſer mit dem Cäcilien-Verein, die ſind ſchon eingehetzt auf den Gehorſam — dafür raiſonniren ſie inwendig, das iſt auch nicht ſchön. Ueberhaupt! und ſo fort. Ich wollte, ich wäre am Fahrthor.

Und Pfarreiſen, Du magſt mir's glauben oder nicht. Stamaty iſt hier geblieben und ich muß ihn Contrapunct lehren — o Gott, ich weiß eigentlich ſelbſt nicht viel davon. Er behauptet aber, das ſei nur Beſcheidenheit von mir. — Und der Wagen! Wie ſoll ich denn auch nachträglich für den genug danken. . . . . —

Biſt Du denn ein Freimaurer? Die Leute behaupten, ſie hätten hier in der Loge vierſtimmige Männergeſänge von Dir, die könne nur ein Freimaurer componirt haben. Und bleibt es immer noch bei der italieniſchen Reiſe ums Frühjahr? Bitte, lieber Ferdinand, ſchreibe mir bald und viel und verzeih mir mein langes Stillſchweigen und vergilt mein kleines Format nicht mit Gleichem. Grüße Deine Frau Mutter ſehr vielmal und ſchreib bald und lebe wohl und glücklich.

Dein

Felix M.-B.

Leipzig, den 26. November 1836.

Lieber Ferdinand!

Hier erhältſt Du die Ouverture (nimmſt Du's übel, daß ich das Manuſcript behalten habe, ſo bring ich Dir's zu Weihnachten mit und muß tauſchen) und die verlangte Anzahl Exemplare Deiner Lieder, die ich mir vom Hofmeiſter geholt habe. Sei vielmal bedankt für Deinen lieben ausführlichen Brief, aber ihn jetzt noch ordentlich zu beantworten, da ich, ſo Gott will, ſchon heut über drei Wochen in Frankfurt bin — dazu fehlt mir alles Erforderliche. Mündlich iſt's ſo viel beſſer und luſtiger. Ich hätte ſchon längſt die Ouverture geſchickt, aber der Notenſchreiber hat mich ſchmählich lange warten laſſen, die aus E ♯ wird in einem der nächſten Concerte wiederholt werden müſſen; nun bin ich neugierig, was ſie zur D-moll ſagen werden. Den Wagen denke ich zu Weihnachten wieder hinzufahren. Jetzt laſſe ich ihn ein wenig repariren, der Schmidt ſchwört, dann würde er untadelig. Ich bin Deiner Mutter vielen Dank ſchuldig, daß ſie ihn mir geliehen. In wenig Tagen kommt Stamaty nach Frankfurt auf ſeiner Rückreiſe nach Paris; ich behaupte, er hat de l'Allemagne und du contrepoint double par dessus les oreilles; in drei Wochen, ſo Gott will, komme ich nach Frankfurt. O wäre ich am Pfarreiſen!

Ich ſagte Dir erſt guten Abend; dann ſchlüge ich mich rechts. Heut kann ich Dir nur ſagen: auf Wiederſehn!

Grüße Deine Mutter.

Dein

Felix M.-B.

Von dem kurzen Weihnachtsbeſuch, welchen er ſeiner Braut gemacht, weiß ich nichts zu berichten, als daß ich ihn öfterer ſah, als ich's unter den gegebenen Verhältniſſen eigentlich erwarten durfte. Ganz beſonders intereſſirte er ſich für meine Thätigkeit als Dirigent des Cäcilien-Vereins, mit welchem ich den „Paulus" einzuſtudiren begonnen hatte. Die Aufführung desſelben in Frankfurt war die erſte nach der in Leipzig unter Mendelsſohn's Leitung Statt gehabten, die dritte überhaupt, wenn man die muſikfeſtliche, bei welcher das Werk noch Manuſcript war, mitzählt. Kurze Zeit nach Felix' Wiederkehr nach Leipzig erhielt ich folgende Briefe.

Leipzig, 10. Januar 1837.

Lieber Ferdinand!
(Altes Drama!)

Vor allen Dingen habe Dank für die geliehenen nervos rerum, die hierbei zurück erfolgen und die mir wahrlich sehr Noth thaten, denn ich hatte gar nicht viel übrig, als ich hier ankam. Doch glaube ich nicht, daß das der Hauptgrund war, weßhalb ich den Abend meiner Zurückkunft hier so entsetzlich traurig mich fühlte, als ich wieder in meinem Zimmer war, aber so traurig, daß ich glaube, sogar Du, Du Kieselherz, hättest mich beklagt, ich saß zwei Stunden lang ganz still und that nichts, als auf die Abonnements-Concerte in meinem Innern fluchen. Und mit diesem Lied und Wendung sind wir wieder bei Hafisen, nämlich ich wollt ich wär am Pfarreisen. Allda ist mir's immer sehr wohl. Sag' selbst, was soll ich jetzt an den übrigen neun Concerten für Plaisir haben, an der Sinfonie von H. und an der Symphonie von S.? Uebermorgen ist die Symphonie von Molique und deßhalb schreibe ich Dir, denn wir haben deßhalb Deine Ouverture auf das nächste Concert verschoben (in dem außerdem noch Bennet's Clavier-Concert, die Opferscene aus Idomineo und die B-dur-Symphonie von Beethoven vorkommen). Nun wollte ich Dir erst nächsten Freitag schreiben, aber da sich's um acht Tage verschiebt und ich meinen Ruf als solides Haus retten will, so will ich dann zum zweiten

Mal ſchreiben (alſo ſieh zu, daß Du bis dahin ſchon geantwortet haſt, ſonſt ſchimpfe ich über Deine Ouverture oder vielmehr ich laſſe ſie ſchlecht gehen und intriguire dagegen, secundum ordinem Melchisedek i. e. †). Du haſt es einmal an hieſiger Stelle gelobt, daß ich mir alle deutſchen Componiſten zu Freunden machte, umgekehrt. Mit Allen verſchütte ich's dieſen Winter, ſechs neue Symphonien liegen da, wie ſie ſind, mag Gott wiſſen (ich wüßte es lieber nicht), keine davon wird gefallen — und daran trägt kein Menſch die Schuld als ich, der ich keinen anderen Componiſten als mich aufkommen laſſe, und namentlich im Symphonieſach. Schock Blitz! Sollten ſich die Capellmeiſter nicht ſchämen und in ihren Buſen greifen? Aber das verfluchte künſtleriſche Bewußtſein, das ſie alleſammt haben und der infame göttliche Funken, von dem ſie ſo oft leſen, die verderben Alles.

Wann krieg ich mein Clavierſtück, Drama?

Ich habe heute meine ſechs Präludien und Fugen in die Druckerei geſchickt, ſie werden wenig geſpielt werden, fürchte ich, dennoch möchte ich gern, Du ſäheſt ſie Dir ſeiner Zeit mal durch und es gefiele Dir etwas darin und Du ſagteſt es mir ſammt dem vorkommenden Gegentheil. Auch die Orgelfugen ſollen nächſten Monat gedruckt werden, me voilà peruque. Gott laſſe mir bald eine recht luſtige Clavierpaſſage einfallen, damit ich den üblen Eindruck verwiſchen kann. Ach was! Eigentlich ſcheere ich mich nur um eins, um den Kalender. Oſtern fällt früh, ich wollt, es fiele jetzt. Ich habe aber meinen Directoren erklärt, ich müſſe unmittelbar nach dem letzten Concert abreiſen (den 17. März) und könne kein Oratorium, weder meins, noch vom Engel Gabriel,

nachher mehr dirigiren, Familien-Verhältniſſe halber. Das ſehen die Leute ein und finden es auch billig. Wär' ich nur erſt ſo weit. Wie oft muß es noch thauen, frieren und regnen, und wie oft muß ich mich noch Morgens barbieren laſſen und Kaffee trinken und Symphonien dirigiren und ſpazieren gehen bis es März werden will. Schumann, David und Schleinitz (unbekannter Weiſe) grüßen Dich. Ich muß nun aufhören und zu Tiſch gehen, Nachmittag iſt Probe von Molique, Abends Fête für das neue Ehepaar David; ſeine Frau iſt wirklich da und iſt eine Ruſſin und er iſt mit ihr verheirathet und ein Schwager des Fürſten Lieven und unſer Concertmeiſter. Mehr ſage ich nicht. Nun noch viele Grüße und Wünſche Deiner lieben Mutter, viele Empfehlungen an Dem. J. und lebe wohl und bleibe gut Deinem

Felix M.-B.

Leipzig, den 24. Januar 1837.

Mein lieber Ferdinand!

Ich habe Dir über die Aufführung Deiner D-moll-Ouverture*), die am vergangenen Donnerstag Abend Statt fand, meinen versprochenen Bericht zu senden. Sie ging im Orchester gut; wir hatten sie vorher sehr fleißig und wiederholt studirt und sehr viele Stellen klangen über meine Erwartung gut; am allerschönsten die erste A-moll-Stelle piano in den Blase-Instrumenten, und die Melodie darauf — das macht sich ganz vortrefflich; dann auch am Anfang der sogenannten Durchführung das Forte in G-moll und das Piano drauf (Deine Lieblingsstelle), dann auch die piano Pauken und Blas-Instrumente ganz am Ende in D-dur. Auch der Schluß klingt im Orchester über meine Erwartung. Dagegen konnte ich nicht umhin, mich auf unser gutes Vernehmen zu stützen und nach der ersten Probe die staccato Contrabässe bei der Melodie in A-dur, und jedes Mal, wenn sie wiederkommt, in F- und D-dur wegzunehmen und gehaltene Noten dafür hinzusetzen; Du glaubst nicht, wie unruhig es sich machte, und hoffe deßhalb, Du nimmst mir die Freiheit nicht übel, ich bin überzeugt, Du hättest dasselbe gethan; es klang gar nicht, wie Du wolltest.

*) Sie ist später, vielfach verändert, unter dem Titel: „Erste Concert-Ouverture in D-moll, Op. 32," bei Breitkopf und Härtel erschienen.

Nun habe ich aber noch etwas auf dem Herzen, das ich Dir ſagen muß. — Die Ouverture hat die Muſiker, und noch dazu bei der Aufführung, nicht ſo recht ergriffen, wie ich wohl gewollt hätte, es ließ uns alle etwas darin kalt. Das wäre ſehr gleichgültig, aber es war auffallend, daß alle Muſiker, die ich ſprach, dasſelbe ſagten — daß allen das erſte Thema und der ganze Anfang, die Melodie in A-moll und die in A-dur, ausnehmend gut gefallen hatte, daß alle bis dahin auch ganz warm dabei waren, aber von da in ihrer Theilnahme immer nachließen, bis ſie am Ende den guten und frappanten Eindruck des Thema's vergeſſen hatten und ſich nicht mehr für die Muſik intereſſirten. Dies ſcheint mir wichtig, denn wieder ſcheint mir das auf die Differenz zu gehen, über die wir ſo unzählige Mal geſtritten haben, und der Mangel des Intereſſes, mit dem Du Deine Kunſt jemals anſehen kannſt, macht ſich am Ende doch wieder für Andere fühlbar. Ich möchte Dir das nicht ſagen, wenn ich nicht ſo ganz überzeugt wäre, daß das eben der Punct iſt, der jedem Menſchen ſelbſt überlaſſen iſt, über den ihn weder Natur noch Talent, auch das größte nicht, wegbringen kann, ſondern nur der eigene Wille. Mir iſt nichts widerwärtiger, als ein Tadel der Natur oder des Talents eines Menſchen; das macht nur verſtimmt und irre und hilft nichts; man ſetzt eben ſeiner Länge keine Elle zu, — da iſt doch alles Streben und Arbeiten umſonſt, drum muß man drüber ſchweigen, — das hat auch Gott zu verantworten. Aber iſt es der Fall, wie hier in Deinem Stück, daß gerade alle Thema's, alles was Talent oder Eingebung iſt (nenn's wie Du willſt), gut iſt und ſchön und ergreifend, und die Entwicklung desſelben iſt

nicht gut, da meine ich, man dürfe es nicht verſchweigen; — da, meine ich, kann der Tadel niemals unrecht ſein, — da iſt der Punct, wo man an ſich und ſeinen Sachen beſſern kann, — und wie ich glaube, daß ein Menſch mit herrlichen Anlagen die Verpflichtung hat, was Gutes zu werden, daß man es ſeine Schuld nennen kann, wenn er ſich nicht ganz ſo entwickelt, wie ihm die Mittel dazu gegeben ſind, — ſo glaube ich es auch bei einem Muſikſtücke. Sag' mir nicht, es ſei ſo, drum müſſe es ſein; ich weiß recht gut, daß kein Muſiker ſeine Gedanken, ſein Talent anders machen kann, als der Himmel ſie ihm gibt; daß er aber, wenn der Himmel ſie ihm gut gibt, ſie auch gut ausführen können muß, das weiß ich ebenfalls. Sage mir ferner nicht etwa, wir irrten uns alle, und die Ausführung ſei eben ſo wie die Compoſition bei Dir; ich glaube es nicht. — Ich glaube, daß Du, Deinem Talent nach, keinem Muſiker jetzt nachſtehſt, aber ich kenne faſt kein Stück von Dir, das ordentlich durchgeführt wäre. Die beiden Ouverturen ſind gewiß Deine beſten Stücke, aber eben je deutlicher Du Dich ausſprichſt, deſto fühlbarer wird der Mangel, und ich meine, Du müßteſt ihm abhelfen.

Frage mich nicht, wie; denn das weißt Du ſelbſt am beſten; es iſt am Ende nur die Sache eines Spazierganges, oder eines Augenblicks — kurz eines Gedankens. Wenn Du mich über dieſe lange Geſchichte auslachſt, ſo thuſt Du vielleicht ſehr recht; aber in keinem Falle, wenn Du darüber böſe biſt oder mir's nachträgſt, und das iſt auch dumm, daß ich nur daran denke; aber wie viele Muſiker gibt es, die das einem andern erlauben würden? Und wenn Du aus jedem Wort ſehen mußt, wie ich Dein Talent liebe

und verehre, ſo ſage ich doch auch, daß Du nicht vollkommen ſeiſt und das nehmen die Muſiker ſonſt übel. Aber Du nicht, Du weißt, wie viel mir daran liegt.

Die Stelle von Seb. Bach betreffend, ſo habe ich die Partitur gerade nicht und kann ſie hier nicht gleich finden, aber ich hielt die Stelle niemals für einen Druckfehler, obwohl die Ausgabe ſonſt davon wimmelt. Deine Edition ſcheint mir daher auch nicht richtig, mir iſt, als könnte das As nicht fehlen, „Du ſchlügeſt ſie", was mir ſo recht Bachiſch vorkommt. Grüße . . . .

Dein F. M.

Dieſes Schreiben, in welchem mir Mendelsſohn auf eine ſo liebevolle Weiſe den Text lieſt, findet ſich zwar vollſtändig in dem zweiten Bande ſeiner Briefe abgedruckt, aber ich habe geglaubt, es hier nicht auslaſſen zu dürfen. Auch muß ich einige Worte daran knüpfen in Beziehung auf „die Differenz, über die wir ſo unzählige Mal geſtritten," wie Felix ſich ausdrückt, eine Differenz, in welcher ich noch heute glaube recht zu haben, wenn ich damit auch keineswegs mich gegen den Tadel auflehnen will, den er über meine damaligen Compoſitionen ausſpricht.

Daß der Componiſt *geboren* werden müſſe, — daß ohne eine, der Stärke des Inſtinctes gleich kommende, in ihm waltende Naturkraft nichts irgend Hervorragendes von ihm hervorgebracht werden könne, darüber darf eben ſo wenig ein Zweifel obwalten, als darüber, daß er alles zu Erlernende lernen und üben müſſe, eben

ſo ſehr und mehr, als man dies von jedem Techniker verlangt. Es entſteht aber nun die Frage, wo die Macht der Begabung aufhört und die Macht der Mache anfängt. Nach Mendelsſohn's oben ausgeſprochener Meinung würde alles, was in das Bereich melodiſcher Erfindung gehört, die Sache der erſteren ſein und die Entwicklung in das Bereich des ernſten Willens gehören, der, mit der vorauszuſetzenden Gewandtheit und Fertigkeit gepaart, als Herr des ihm gebotenen Stoffes waltet. Seine wohl von Manchem getheilte Anſicht entſprang bei ihm der Doppelquelle ſeiner harmoniſch angelegten Natur und ſeiner nicht minder vollſtändig gereiften künſtleriſchen Erziehung. Die größere Spontaneität des melodiſchen Gedankens kann ja im Allgemeinen nicht abgeläugnet werden, und obſchon auch bei der Annahme oder Abweiſung des erſten Einfalles ſich ſchon die Kritik geltend zu machen hat, ſo iſt doch hier die Wahl keine ſo unendliche, wie ſie ſich bei der Durchführung der Hauptideen darſtellt — und Wahl macht Qual. Aber trotzdem ſcheint es mir ein Irrthum, die vollendete Entwicklung weniger von der genialen Begabung abhängig machen zu wollen, als die erſte Erfindung, denn wenn dieſe Entwicklung nur auf dem Erlernten und Geübten beruht, wenn ſich die Eigenſchaften der ſchaffenden Poeſie nicht bei ihr in demſelben Grade wie bei jener geltend machen, wenn ſie nicht friſch, lebendig, eigenthümlich iſt, ſo wird ſie auch nicht wirken; — man wird dem geſchulten Tonſetzer einige Anerkennung nicht verſagen, aber man wird ihn nicht als Tondichter gelten laſſen. Man könnte ſogar behaupten, daß ſich in der Vereinigung jenes muſicaliſchen Denkens und Grübelns mit dem Feuer der Einbildungskraft ein noch höherer

Grad productiver Genialität geltend macht, als in der Gestaltung der einfachen melodischen Idee, wenn diese letztere, sobald es sich um mehr als um die allerprimärsten Formen handelt, nicht auch schon des kräftigsten Meißels, der feinsten Feile bedürfte. Die Beweise für meine Ansicht finde ich in den Meisterwerken, die unsere Kunst zieren. In den besten Compositionen jener heiligen Fünfe, Bach's, Händel's, Haydn's, Mozart's und Beethoven's, wird man keine Trennung aufweisen können zwischen Erfindung und Mache — wo man es kann, stehen sie nicht mehr auf ihrer höchsten Höhe. Ja, der Fälle sind nicht wenige, wo gerade die ganze Macht ihres Genie's sich in dem zeigt, was sie aus verhältnißmäßig weniger bedeutenden Keimen entsprießen lassen. So wie anderntheils bei geringen Tonsetzern die Schwäche der Durchführung mit der Schwächlichkeit der Erfindung so ziemlich auf gleicher Stufe stehen. Gibt es einige Componisten von hoher Genialität, in deren Werken die Form (ein so vielfach gedeutetes, meistens mißdeutetes Wort) sich dem Stoffe, der ihnen gegeben, nicht ebenbürtig zeigt, so ist das eben ein Mangel, der sicherlich mehr in ihrer Begabung, als in ihrer Erziehung lag. Denn wahrlich, wenn man in der ersteren, so fern sie irgend eine hohe Stufe einnimmt, nichts Anderes sieht, als die Kraft melodischer Erfindung, so gesteht man dem, was man künstlerische Erziehung und Ausbildung nennt, viel zu viel zu. Unter die unzähligen Wiegengeschenke, die die Mutter Natur dem bescheren muß, den sie zum großen Künstler bestimmt, gehört wesentlich der feste Wille zur Vertiefung in seine eigenen Ideen. Es mag trostlos klingen, daß auch dieses, in der Kunst, auf Angeborenem beruhen soll —

noch troſtloſer iſt jedenfalls, daß ihn Mancher beſitzt, ohne den Stoff, an welchem er ihn würdig üben könnte.

Mendelsſohn, dem Alles gegeben war, nur in geringerer Machtfülle, als den allergrößten unter ſeinen Vorgängern, beſaß auch in hervorragendem Maße dieſe Unermüdlichkeit, die nichts unterläßt, weder die kleinſte Sorgfalt noch die energiſchſte Kraft, um ſeinen Idealen nahe zu kommen. Er wollte nicht begreifen, daß dies nicht ſo ſein müſſe. Im Grunde gibt er aber ſelbſt am Schluſſe jenes Briefes zu, wie doch das Beſte immer wieder das halb Unbewußte ſei — denn was iſt „die Sache eines Spazierganges oder eines Augenblicks — kurz eines Gedankens," wie er ſich ausdrückt, Anderes? Daß ich deßhalb der Arbeit, der ununterbrochenſten, ernſteſten, ja, wenn man will ſchmerzvollſten, ihre Unerläßlichkeit nicht abſprechen will, brauche ich ſchwerlich auszuſprechen.

V.

In Frankfurt am Main.

(1837.)

Den 28. März hatte Mendelsſohn's Trauung Statt und zwar, der Confeſſion der Braut gemäß, in der franzöſiſch-reformirten Kirche. Es hatte etwas Eigenthümliches, einen ſo echt deutſchen Künſtler in dieſem ernſten Momente franzöſiſch anreden zu hören; aber die Einfachheit des Gottesdienſtes und das in jedem Betracht ſo anziehende Paar feſſelte und rührte alle Herzen. Für den Empfang der Jungvermählten im großelterlichen Hauſe hatte ich ein Hochzeitslied componirt und zu deſſen Ausführung die weiblichen Matadore eines auserwählten kleinen Chorvereins gewonnen, mit welchem ich im vergangenen Winter allwöchentlich im E.'ſchen Hauſe muſicirt. Bei aller Bewunderung und Verehrung der jungen Damen für Mendelsſohn und obwohl man ſich ſagte, es ſei erlaubt, ja, ſogar ſchön und löblich, einem ſo großen Künſtler eine ſolche Aufmerkſamkeit zu erweiſen, betrat die anmuthige Schar doch nicht ohne ein gewiſſes Unbehagen das ihr fremde Haus, um ſich vor den Augen der erſtaunten Dienerſchaft in der von mir angewieſenen

Schlachtordnung aufzustellen und die Ankommenden zu erwarten. Aber Mendelssohn und seine reizende Gattin zeigten sich so dankbar gerührt, und die zahlreichen Mitglieder der Familie erwiesen sich, wie ja selbstverständlich, so überaus liebenswürdig, daß die freundlichen Sängerinnen ihre Zwitterstellung nach wenigen Momenten gänzlich vergessen hatten und sich heiter des heiteren Gewühles um sich her erfreuten.

Die Neuvermählten gingen zunächst zu längerem Verweilen nach dem lieblichen Freiburg im Breisgau, einem Orte, wie er für ein so poetisch-künstlerisches Paar kaum passender gefunden werden kann. Die kleine freundliche Stadt mit ihren sie durchfließenden klaren Quellen und den herrlichen überall hineinschauenden Höhen, die prachtvollen Umgebungen mit den Blicken auf Berg und Thal, auf Fluß und Wiese, das Anheimelnde des gemüthlichen süddeutschen Sprechens und Wesens — ein wahrer Flitterwochen-Aufenthalt. Man wird sich erinnern, daß Cécile auch eine gewandte, begabte Malerin war. Ein in seiner Art einziges Tagebuch, welches sie mit Felix gemeinschaftlich führte und in welches ich nach ihrer Rückkehr Blicke thun durfte*), enthält Text und Zeichnungen von beiden abwechselnd angefertigt, Landschaften, Wohnhäuser, kleine Scenen, bei welchen sie betheiligt, Hunderterlei, was der Moment gerade brachte. Ich erfuhr während ihrer Abwesenheit fortwährend Näheres über ihr Gehen und Verweilen durch die jugendlich lebhafte und mittheilsame Frau Schwiegermama.

*) Es befindet sich jetzt in den Händen der jüngsten Tochter Mendelssohn's, der Frau Professor Lili Wach in Bonn.

Mitte Mai kamen die Glücklichen nach Frankfurt zurück. In einem Briefe an Devrient sagt Felix: „ich kann Dir nur sagen, daß ich gar zu glücklich und froh bin, und was ich mir gar nicht gedacht hätte, gar nicht so außer mir, sondern eben so ruhig und gewohnt, als müßte das Alles nur so sein.“ In so mild befriedigter glückseliger Stimmung fand ich ihn bei seiner Wiederkehr. Aber ich war verwundert, als er mir die musicalische Arbeit seiner Hochzeitsreise, den 42. Psalm, zeigte — freilich nur so lange, als ich nur den Titel gesehen. Denn die zarte, sehnsüchtige Wehmuth, die sich in einigen Theilen desselben aussingt, ruht ganz und gar auf einem Grunde glücklichsten, ja, beseligtsten Gottvertrauens und die gedämpfte Empfindung, die in dem größten Theile des Werkes herrscht, läßt sich wohl vereinigen mit dem wonnigen Gefühle tiefsten Glückes, das ihn damals durchdrang. Der Schlußchor, dessen Worte dem 42. Psalm nicht angehören und welcher später in Leipzig entstand, scheint mir auch musicalisch den ersten Sätzen nicht so recht homogen zu sein. Uebrigens muß ich mich nur gleich vor dem möglichen Mißverständniß verwahren, als hielte ich im Allgemeinen die künstlerische Schöpfung als aus der im Momente herrschenden Stimmung hervorgegangen — letztere wechselt ja im gewöhnlichsten Leben so häufig, daß, wenn man ihr folgte, ein einheitliches Kunstwerk nie zu Tage treten könnte — es walten da andere und höhere Gesetze. Aber was auf einer solchen Hochzeitsreise während einer längeren Epoche entsteht, führt doch leicht zu vergleichenden Betrachtungen, die ich jedoch kaum aussprechen würde, hätten sie sich nicht mir gerade schon in jenen Tagen aufgedrängt.

Mitten unter den zerstreuenden geselligen Verpflichtungen von

welchen das junge Paar jetzt in Anſpruch genommen wurde, componirte Felix ſein ſchönes Streichquartett in E-moll, an deſſen Fortgang ich den lebhafteſten Antheil nahm. Auch einer der letzten von mir geleiteten Zuſammenkünfte des Cäcilien-Vereins muß ich erwähnen, welche zu Ehren der Neuvermählten Statt hatte. Ich ließ darin hauptſächlich eine Auswahl von Stücken aus dem Paulus, freilich nur am Claviere, vortragen — und erinnere mich, daß Mendelsſohn, namentlich an dem ſchönen Vortrag einiger Choräle, die ich a capella ſingen ließ, ſeine große Freude hatte.

Der Zeitpunct rückte heran, wo ich meine Reiſe nach Italien antreten ſollte. Mendelsſohn reiſte indeſſen den Rhein hinunter, doch hofften wir, ihn in einigen Tagen wieder zu ſehen. Aber unſere Hoffnung wurde getäuſcht und ich erhielt zunächſt folgenden Brief aus dem ſchön gelegenen Bingen:

Bingen a. Rh., den 13. Juli 1837.

Lieber Ferdinand!

Es mag mir doch wohl geahnt haben, als Du neulich in Homburg in den Wagen ſtiegſt und mit Deinen Damen fortfuhrſt, daß wir uns für's Erſte nicht wieder zuſammenfinden würden; mir war halb ſo zu Muthe. Daß es nun wirklich ſo herauskommt, iſt ſeltſam genug, ich werde nicht wieder nach Frankfurt zurück vor meiner engliſchen Reiſe, ſondern in acht bis zehn Tagen von hier nach Coblenz u. ſ. w. langſam den Rhein hinunter, und wenn ich im September einen halben Tag nach Frankfurt komme, biſt Du ſchon weit über die Berge und gar über die Alpen. Wer weiß, wo und wann wir uns wiederſehen; in jedem Fall, hoffe ich, unverändert; wir hätten uns wohl noch mancherlei zu ſagen gehabt vor der langen Trennung, aber die Hauptſache iſt: auf Wiederſehn, und glückliches, frohes.

Ich konnte es nicht anders einrichten, die Reiſe hieher kam ziemlich über Hals und Kopf, zudem war ich darauf gefaßt, es hier, wie in Homburg, unbehaglich im Gaſthof und keine gute Privatwohnung zu finden; dann wären wir in wenig Tagen wieder in Frankfurt eingerückt und ich in das Hotel de Ruſſie gezogen. Wider Erwarten fanden wir aber den Gaſthof ganz erträglich, die Ausſicht ſchön und die Nachbarſchaft und Umgegend ſo herrlich und mannigfaltig, daß ich nach wenigen Tagen die

Gedanken an die Rückkehr nach Frankfurt verſchob und nun ganz verbannen muß, da ich hoffe, daß die Meinigen mich noch weiter begleiten werden. Du kannſt Dir wirklich nicht denken, wie dieſe herrliche Stelle am Rhein, die ich oberflächlich ſchon oft geſehen hatte, mit jedem Tage gewinnt und wie ſehr ſie mich hier feſſelt. In fünf Minuten auf dem Kahn am Mäuſethurm, meinem Lieblingspunct, drüben gleich in Rüdesheim und der Rhein ſelbſt beim verſchiedenen Wetter und ſelbſt beim Sturm in den letzten Tagen ſo ſchön. Meine liebe Cécile iſt, Gott ſei Dank, wohl und munter, daß ich ſie mit jedem Tag mehr liebe, wirſt Du Dir nicht denken können und iſt doch buchſtäblich wahr. Gearbeitet habe ich nicht viel hier, d. h. geſchrieben, doch habe ich ein neues Violin-Quartett im Kopf faſt ganz fertig und denke mein Clavier-Concert in der nächſten Woche zu beendigen. Die Aenderungen in dem Violin-Quartett aus E-moll habe ich großentheils nach Deinem Rathe gemacht und es hat ſehr dabei gewonnen; ich ſpielte es mir neulich auf einem abſcheulichen Clavier durch und hatte ſelbſt Freude davon, mehr als ich gedacht hätte. So leb' ich denn hier einen Tag wie den anderen, aber alle froh. Dieſer Brief ſoll Dich an unſere Verabredung erinnern, daß Du alle 15. und ich alle 1. der Monate uns zu ſchreiben vorgenommen. Laß uns dies halten, lieber Ferdinand, und wenn auch nur wenig Zeilen oder Worte im Briefe ſtehen, ſo iſt die regelmäßige Verbindung gar viel werth. Ich bitte Dich, Deine E-moll-Symphonie, wenn ſie von Paris kommt, bei Souchay's für mich zu laſſen, damit ich ſie nach Leipzig im September mitnehmen kann, ich freue mich ſo ſehr darauf, ſie mal wieder ordentlich zu ſehn und zu hören. Man wollte im

Cäcilien-Verein noch einen eignen Abend Dir zu Ehren Muſik machen, ich hatte zugeſagt, zu dirigiren; das kann ich nun auch nicht halten — aber iſt noch etwas draus geworden? Und weiſen ſich noch alle muſicaliſchen Köpfe in Frankfurt die Zähne? Und* Dir die ſeinigen, ſtumpfen? Es hat mich doch mehr empört, als ich damals ſagte, dies dumme Benehmen der deutſchen Muſiker. Aber es iſt eben Gottes Wille, alſo mag ſie der Teufel holen. Aber nicht mal das, ſie ennuyiren ſich ſchon auf Erden die Hölle an den Hals.

Leb nun wohl; am Ende bin ich nun doch wieder in den ärgerlichen Styl gekommen — meine Adreſſe iſt bis zum 1. Auguſt hieher poste rest., von da bis zum 10. in Coblenz poste rest., von da bis zum 20. in Düſſeldorf dito, von da bis zum 20. Sept. in London per Adreſſe „C. Klingemann, Hobart Place, Eaton Square, Pimlico," von Ende September an wieder in Leipzig. Iſt das nicht genau? Und mein Clavierſtück? Bekomm ich's noch? Sag es mir, denn ich hätte ſo gern etwas gutes Neues zu ſpielen, und glaube kaum, daß mein Concert dazu zu rechnen ſein wird.

Und nun lebe wohl, lieber Freund. Schreib mir bald. Grüß Deine Mutter ſehr vielmal und danke ihr für alle Liebe und Freundlichkeit, die ſie mir ſo oft erwieſen; denke zuweilen an mich und auf glückliches Wiederſehn.

Dein

Felix M.-B.

Ich hatte mich denn ſchließlich auch auf den Weg gemacht, durchſtrich zu Fuße den Schwarzwald und verlebte ein paar ſchöne Tage in Baden mit dem gleichfalls erſt ſeit Kurzem vermählten Freunde Ferdinand David und ſeiner heiteren, feingebildeten intereſſanten Frau. Dann gings nach Tyrol und im Spätherbſt nach Italien, wo ich den nächſten Winter zubrachte und wohin mir meine gute Mutter, die ſich ſchwer in eine Trennung von mir finden konnte, beim Beginn der ſchönen Jahreszeit folgte. Eine Auswahl von Mendelsſohn's Briefen an mich aus jener Zeit, die ich hier folgen laſſe, zeigen den genialen Menſchen und den treugeſinnten Freund beſſer, als meine Feder es zu thun vermöchte.

London, 1. September 1837.

Lieber Ferdinand!

Im Nebel — verdrießlich — ohne meine Frau — ſitze ich da und ſchreibe Dir, weil Dein vorgeſtern gekommener Brief es haben will — thäte es ſchwerlich ohne den, denn ich bin gar zu verdrießlich und ſchwarzgallig heut. Jetzt ſind's neun Tage, daß ich mich in Düſſeldorf von Cécile trennte, die erſten waren ganz erträglich, obwohl langweilig — jetzt bin ich aber in die londoner Hetze gekommen — weite Wege — viele Menſchen — lauter Geſchäfte und Rechnung und Geld und Arrangement im Kopf — jetzt wird's unerträglich und ich wollte, ich ſäße bei meiner Cécile und hätte Birmingham Birmingham ſein laſſen und freute mich mehr meines Lebens, als ich heute thue. Damn it — Du weißt ja, was das heißt — und noch drei Wochen habe ich ſo vor mir und muß am 22. noch in B. Orgel ſpielen und am 30. ſchon in Leipzig ſein — mit einem Wort, ich wollte, ich wäre die ganze Geſchichte los — ich muß doch wohl meine Frau ein Bißchen lieb haben, denn mir ſchmeckt England und Nebel und Beaf und Porter diesmal infam bitter — und liebe das alles doch ſonſt. Du ſcheinſt eine prächtige Reiſe zu machen und der Brief kriegt auch ſchöner Land zu ſehen, als ich, da er nach Inſpruck gehen ſoll. Erkundige Dich doch in Inſpruck, ob Jemand weiß, wer Herr Chriſtanell in Schwatz iſt, der zwei Mal an mich geſchrieben, ſich

einen großen Muſikliebhaber nennt und von dem ich wohl ſonſt etwas wiſſen möchte. Und Du denkſt alſo fleißig an Deinen Jeremiasſtoff und reiſeſt mit großen Schritten auf Italien los, um dort Opern für die Saiſon zu componiren? biſt doch eigentlich ein tolles altes Drama.

Hier iſt Alles ziemlich ſtill; die Meiſten ſind ausgeflogen im Lande umher oder ſonſt. Moſcheles' ſind ſchon ſeit mehreren Wochen in Hamburg, ich werde ſie nicht mehr hier treffen, Thalberg gibt in Mancheſter und ſonſt im Lande Concerte, hat außerordentlichen Effect gemacht und iſt allgemein beliebt und ich hoffe, ihm noch irgendwo hier zu begegnen; Roſenhain in Boulogne kommt bald wieder, Benedict in Putney hier à la campagne, Miß Clara Novello von einem Muſikfeſt zum andern reiſend, wird wahrſcheinlich erſt nächſtes Frühjahr nach Italien kommen und bis dahin in Leipzig Concertſängerin ſein (verzeih mir, ich gönnte ſie Dir gerne, aber die Pflicht). Neukomm traf ich auf dem Rheiniſchen Dampfboot, unverändert fein und undurchdringlich, und ſich doch freundlich intereſſirend, frug viel nach Dir ꝛc. ꝛc. Simrock verſprach, er wolle Dir ſogleich ſchreiben, um ſich mit Dir wegen der Manuſcripte in Rapport zu ſetzen, ich ſagte, ich wüßte nicht, ob Du gerade jetzt was für ihn hätteſt, es ſei mehr wegen der Zukunft; hat er es gethan? Ich habe von den Meinigen aus Berlin ſo lange keine Nachricht (über fünf Wochen), daß ich anfange, ängſtlich zu werden — das trägt zu meiner Melancholie ſehr bei. Componirt habe ich am Rhein viel, aber jetzt will ich hier gar nichts machen, als ſchimpfen und mich nach meiner Cécile ſehnen. Was hilft mir aller doppelter Contrapunct, wenn die nicht da iſt. Ich will

nur aufhören, mein Leid und meinen Brief, Du lachſt mich in Inſpruck in der Sonne nur aus. Adreſſire nun wieder nach Leipzig, ich wollte, ich wäre da. Chopin ſoll vor vierzehn Tagen plötzlich hier geweſen ſein, hat aber Niemand beſucht und kennen gelernt, einen Abend bei Broadwood ſehr ſchön geſpielt, und dann gemacht, daß er wieder fortkam. Er ſoll aber immer noch ſehr leidend und krank ſein. Meine Grüße an die Deinigen beſtellt Cécile ſchneller und mündlicher. Lebe wohl, liebes Drama, verzeih dieſen häßlichen langweiligen Brief; ich bin gerade ebenſo, wie er.

Dein

Felix M.-B.

Die Hauptſache ſchreibe ich P. S., wie alle Mädchen. Krieg ich Deine E-moll-Symphonie her? Schaff ſie mir doch! Um mein Concertſtück haſt Du mich ja doch gebracht. Schaff mir die E-moll-Symphonie, die Leipziger müſſen ſie koſten — ich meine goutiren. Laß Dich drüber vernehmen!

Leipzig, den 10. Dec. 1837.

Mein lieber Ferdinand!

Daß Du mir, trotz meiner letztmonatlichen Unpünctlichkeit, doch im November geschrieben hast, dafür bin ich Dir von Herzen dankbar und wirklich hätte ich's kaum geglaubt. Die Einrichtung meines neuen Logis, der Umzug hinein, viele Concerte und Geschäfte, kurz, wie nur alle die Abhaltungen heißen mögen, die ein rechter Philister, wie ich, einem so lustigen fixen Italiäner, wie Du, nur aufzählen kann, meine Installirung als Hausherr, Miethsmann, Musikdirector der Abonnements-Concerte — das hielt mich alles im vorigen Monat ab von der pünctlichen Correspondenz. Aber eben darum wollte ich Dich bitten, und bitte nun heute recht herzlich, laß uns bei dieser unglaublichen Verschiedenheit unserer Lage und Umgebung an dem Versprechen der monatlichen Briefe festhalten; ich meine, es könnte uns Beiden doppelt interessant und wohlthätig sein, jetzt von einander zu hören, wo wir uns gegenseitig verzweifelt ausländisch vorkommen müssen, aber eben deßwegen näher als sonst. Mir wenigstens, wenn ich an Mailand, Liszt

und Roſſini denke, kommt ein ſonderbares Gefühl, wenn ich Dich mitten drin weiß; und Dir geht's vielleicht ſo, wenn Du in der lombardiſchen Ebene an Leipzig und mich denkſt. Aber Du mußt mir das nächſte Mal einen ausführlichen langen Brief ſchreiben, mit allen Details, Du glaubſt nicht, wie ſie mich intereſſiren; Du mußt mir erzählen, wo Du wohnſt, was Du ſchreibſt, von Liszt und Pixis und Roſſini alles mögliche, vom weißen Dom, vom Corſo — ich liebe das luſtige Land gar zu ſehr und wenn ich von Dir draus hören kann, ſo verdoppelt ſich's — Du darfſt da die Bogen nicht halbiren. Vor allem ſage mir, amuſirſt Du Dich denn auch ſo himmliſch und von Herzen darin, wie ich? Ich bitte Dich um Alles thu's, und ſchnappe die Luft mit ſo viel Wonne und ſchlage die Tage ſo ſyſtematiſch in die Luft, wie ich — was ſage ich das, Du wirſt es ohnehin thun. Aber bitte, ſchreib mir auch viel davon. Ob mir's hier wieder gefällt, willſt Du wiſſen? Denk Dir es nur, wenn ich mit Cécile in einer netten, neuen, bequemen Wohnung, mit freier Ausſicht über Gärten und Felder und die Stadtthürme wohne, mich ſo behaglich glücklich, ſo ruhig froh fühle, wie niemals wieder ſeit dem elterlichen Hauſe, wenn ich dabei gute Mittel und guten Willen von allen Seiten zu Gebote ſtehen habe, ob mir es hier nicht gefallen muß? Ich bin feſt der Meinung, entweder dieſe Stelle oder gar keine. Das habe ich bei dem Gerücht über *'s Stelle in * lebhaft gefühlt; keine zehn Pferde und keine 10,000 Thaler brächten mich dahin, an den kleinen Hof, der ſich eben deßhalb mehr einbildet, als die großen, in die allzugroße Abgeſchiedenheit des allzukleinen Muſikweſens und namentlich in die Verpflichtung das Jahr über dort zu ſein und Theater und

Opern zu beſetzen ſtatt meiner freien ſechs Sommermonate. Aber freilich habe ich dann wieder viele Tage, wo ich denke, keine Stelle wäre doch das allerbeſte. Mich nimmt das viele Dirigiren während zwei ſolcher Monate mehr mit, als zwei Jahre, wo ich die ganzen Tage lang componirt; ich komme hier im Winter faſt gar nicht dazu. Und wenn ich nach der größten Hetze mich frage, was eigentlich geſchehen iſt, ſo iſt's am Ende kaum der Rede werth, wenigſtens intereſſirt mich's nicht ſehr, ob all die anerkannt guten Sachen einmal mehr oder einmal beſſer gegeben werden oder nicht. Das einzige, was mir jetzt intereſſant iſt, ſind die neuen, und daran fehlt es allzuſehr. So möchte ich mich oft ganz herausziehen, nicht mehr dirigiren, nur ſchreiben, und dann hat es doch wieder einen gewiſſen Reiz, ſolch ein geordnetes Muſikweſen und die Aufführung davon. Was kümmert Dich das in Mailand? Dennoch muß ich es Dir ſagen, wenn Du wiſſen willſt, wie mir's hier gefällt. Aehnlich ging es mir in Birmingham; ich habe niemals noch mit meiner Muſik ſolch entſchiedenen Effect gemacht, wie da, habe das Publicum noch nie ſo ſehr mit mir allein beſchäftigt geſehen, und dennoch iſt eben darin etwas, wie ſoll ich ſagen, Flüchtiges, Verſchwindendes, was mich eher verſtimmt und drückt, als erhebt. Freilich hatte gerade gleich das Gegengift gegen all die Lobpreiſungen am Ort ſein müſſen, Neukomm nämlich, den ſie diesmal ſo wegwerfend beurtheilten, ſo ſtumm und kalt empfingen, ſo in der Anordnung zurückſetzten, wie ſie vor drei Jahren ihn in den Himmel erhoben, über alle Componiſten geſtellt, bei allen Schritten und Tritten applaudirt hatten. Was iſt da Gutes an ihrer Zuneigung? Du wirſt mir ſagen, ſeine Muſik ſei auch nichts werth, da ſtimmen wir wohl

überein, aber das wissen doch jene nicht, die damals entzückt waren und jetzt vornehm thun. Empört hat mich die ganze Geschichte, und Neukomm's ruhiges, gleichmäßiges Benehmen ist mir doppelt vornehm und würdig gegen die andern erschienen. Ich habe ihn viel lieber gewonnen durch diese entschiedene Haltung. Denk Dir übrigens, daß ich von der Orgelbank unmittelbar in die Mail steigen und sechs Tage und fünf Nächte ununterbrochen fahren mußte bis Frankfurt, wo ich auch am folgenden Tage wieder fort mußte und hier nur vier Stunden vor Anfang des ersten Concertes ankam. Nun denn seitdem haben wir acht Concerte gegeben, wie Du sie kennst, und den Messias in der Kirche. Unser Glanzpunct diesen Winter ist Clara Novello, die auf sechs Concerte hergekommen ist und das ganze Publicum wirklich beglückt hat. Wenn ich das kleine, gesunde Persönchen mit ihrer reinen, hellen Stimme und ihrem lebendigen Gesang höre, so denke ich sehr oft daran, daß ich sie Dir eigentlich aus Italien weggestohlen habe, denn dahin wollte sie jetzt schon, und geht sie nun erst im Frühjahr; aber unserer Sache habe ich einen gar zu großen Gefallen erzeigt, indem ich sie her persuadirt habe, denn sie allein bringt diesmal Leben und Feuer hinein und Publicus schwärmt, wie gesagt. Die Arie mit Bassethorn aus Titus, die Polacca aus den Puritanern von Bellini und eine Englische Arie von Händel haben Publicum toll gemacht und er schwört, außer Clara Novello gäb's kein Heil. Die ganze Familie ist mit ihr hier und sind recht angenehme Leute; Dein wird oft und viel gedacht. Von neuen Sachen war das vorzüglichste der glorreiche Augenblick von Beethoven, eine lange Cantate (3/4 Stunden, Chöre, Solos ꝛc.) zu Ehren der drei zum

wiener Congreß verſammelten Monarchen; prächtige Sachen drin, u. a. eine Gebet-Cavatine, ganz in der großen Beethoven-Art, aber ein jammervoll dummer Text, worin ſich heller Glanz auf Kaiſer Franz reimt und dann ein großer Trompetentuſch kommt, und nun hat Haslinger gar einen anderen Text unterlegen laſſen, der heißt Preis der Tonkunſt und iſt noch viel jammervoller, denn da reimt ſich etwa Poeſie auf edle Harmonie und dann kommt der Trompetenſtoß — noch viel dummer. Und ſo leben wir alle Tage in Deutſchland. Mein Quartett in E-moll hat David neulich öffentlich geſpielt und muß es heut „auf Begehren" wiederholen; ich bin neugierig, wie mirs heut gefallen wird, neulich kam es mir viel hübſcher vor, als ſonſt, aber viel mache ich mir doch nicht draus. Ich habe ein neues angefangen und beinahe fertig, das iſt beſſer. Auch einige neue Lieder habe ich gemacht, von denen Dir einige wohl gefallen würden, aber mein neues Clavier-Concert würdeſt Du, glaube ich, perhorresciren. Deine eigene Schuld, warum haſt Du mir Dein verſprochenes Stück nicht geſchickt. Weißt Du auch, daß Ricordi, der Muſikhändler, oft Pakete an Wilh. Härtel hier ſchickt? Da lege es bald bei. (Das iſt eine delicate Art zu mahnen.) Deine E-moll-Symphonie habe ich mir müſſen aus den Stimmen in Partitur ſetzen laſſen; die Partitur, die dabei lag (von Deiner eigenen Hand), hat ein faſt ganz anderes erſtes Stück, das Andante Allegretto geht aus H-dur ſtatt C, die beiden letzten Stücke ſind ganz verſchieden, kurz ich wußte mir nicht zu helfen, und habe erſt geſtern das Plaiſir gehabt, die alte wohlbekannte Partitur vom Notenſchreiber zu erhalten und gleich durchzuſpielen. In einem der Januar-Concerte habe ich ſie angeſetzt,

ſie macht allein den zweiten Theil aus. Die beiden Mittelſätze ſind ganz ſuperb.

Nun ſoll ich ſchon ſchließen. Grüß Liszt ſehr vielmal und ſag ihm, wie oft und mit wie vieler Freude ich ſeiner gedenke. Grüße Roſſini, wenn der meinen Gruß mag. Vor allem aber bleib Du mir gut.

Dein Felix.

Leipzig, den 20. Januar 1838.

Du mailändiſches Drama, Du fängſt Deinen Brief ſo verächtlich an, blickſt ſo auf meine Ermahnung zur Pünctlichkeit herab, daß ich mir faſt vorgenommen hatte, 1) ſehr pünctlich zu ſein, 2) Dich gar nicht mehr zu ermahnen. Da Du aber am Datum ſiehſt, daß ich den erſten Vorſatz nicht gehalten habe, ſo ſtehe ich auch nicht dafür, ob ich den zweiten beobachte und ob nicht in dieſem Brief hin und wieder eine Ermahnung mit unterläuft, die Du entweder be= oder verachten kannſt, nach Belieben; ich bin unverbeſſerlich, wie Du ſiehſt (ich meine, incorrigible). Aber ohne Spaß, ich hätte Dir am Neujahr geſchrieben und für Deinen lieben Glückwunſch gedankt und Dir meine Wünſche geſagt, aber die fatalſte Abhaltung hinderte mich, eine Unpäßlichkeit oder Krankheit, die mich ſeit der letzten Woche des vorigen Jahres heimgeſucht und leider jetzt noch nicht nachgelaſſen hat. Das hat mich die ganze Zeit hindurch in ſolch üble, zum Theil verzweifelte Stimmung gebracht, daß ich Dir auch heute nur ſchreibe, weil ich einſehe, daß ich das Ende nicht abwarten kann. Ich leide, wie vor vier Jahren ſchon einmal, an gänzlicher Taubheit des einen Ohrs und zuweilen Kopf=, Hals= ꝛc. =Schmerzen dazu, aber die Schwäche des Ohrs dauert ununterbrochen fort und da ich dabei doch dirigiren und ſpielen mußte (jetzt hüte ich ſchon ſeit vierzehn Tagen das Zimmer), ſo kannſt Du Dir meine Pein denken, wie ich weder das Orcheſter

recht hörte, noch meine eigenen Paſſagen auf dem Flügel. Es iſt damals nach ſechs Wochen vergangen, und gebe Gott, daß es diesmal auch ſo vergehen möge, aber wenn ich mich noch ſo ſehr zuſammennehme, kann ich mich der Furcht nicht ganz erwehren, da bis jetzt, trotz aller Mittel, keine Veränderung da iſt und ich oft nicht einmal verſtehe, wenn im Zimmer geſprochen wird. Dazu kommt eine andere, noch größere Sorge, von der ich jeden Tag Befreiung erwarte und die mich keinen Augenblick verläßt. Meine Schwiegermutter iſt ſeit vierzehn Tagen hier, Du weißt, aus welchem Grunde. Wenn man ſo ſein ganzes Glück, ſeine ganze Exiſtenz von einem unvermeidlichen Augenblick abhängen ſieht, das iſt ein eigenes Gefühl. Vielleicht wird es auch mit meiner Geſundheit beſſer, wenns mit dem Wetter beſſer wird, eines ſolchen Winters weiß ich mich kaum zu erinnern; ſeit vierzehn Tagen ununterbrochen 14—22 Grad Kälte, geſtern endlich milderes Klima und zugleich ein Schneeſturm, der heut noch dauert und die Straßen faſt verſperrt. Was erfährſt Du denn davon in Deinem Mailande?

Tauſend Dank für Deine Details im letzten Briefe, ſie intereſſiren mich mehr als Du Dir denken kannſt, der Du ſo inmitten von alle dem lebſt, was hier ſo fabelhaft klingt. Schreibe mir doch jedes Mal ſo recht viel davon, erzähle mir, wie Dein Pſalm geweſen iſt, wie ſie ihn geſungen haben, ob Du die Oper ſchon angefangen haſt, was für einen Genre Du gewählt, vom Auftreten der Pixis, kurz, von allem, was Du magſt und machſt. Hier iſt alles ſo ganz in ſeinem gewöhnlichen, ruhigen, muſicaliſchen Gange. Wir haben alle acht Tage unſer Abonnements-Concert; was darin vorkommt, weißt Du ungefähr. Zu Neujahr, wo das Concert

immer mit geiſtlicher Muſik eröffnet wird, ließ ich meinen Pſalm „Wie der Hirſch“ aufführen. Ich habe einen neuen, ſehr ausgeführten Schlußchor dazu gemacht und an dem ganzen Pſalme mich recht erfreut, weil es eines der wenigen Stücke von mir iſt, die mir noch jetzt ſo lieb ſind, wie während ich's ſchrieb. Eine Symphonie von Täglichsbeck, die von Paris aus ſehr gelobt und im Conſervatorium geſpielt worden war, hat ſehr wenig Eindruck hier gemacht und mir nichts beſonders geſchienen. Henſelt, der Clavierſpieler, war kurz vor Neujahr da und ſpielt allerdings ganz vortrefflich, er gehört ohne Frage in den erſten Rang, nur iſt noch ungewiß, ob er über ſeine deutſche Aengſtlichkeit, Gewiſſenhaftigkeit, namentlich über ſeine ſchwachen Nerven genug Herr werden wird, um ſich allgemein bekannt zu machen, z. B. in Paris und London aufzutreten. Er übt den ganzen Tag, bringt ſich und ſeine Finger ſo herunter, daß er am Abend, wo er nun Concert geben will, ſchon ganz matt und müde iſt und dann (im Vergleich mit ſonſt) mechaniſch und unvollkommen ſpielt. Seine Hauptforce ſind weitgriffige Accorde, er reckt den ganzen Tag die Finger auseinander und macht unter anderen folgendes Preſtiſſimo:

Dabei hat er ganz charmante Etudes gemacht, die denn auch ſeine Hauptſtärke in den Concerten ſind. Jetzt iſt er nach Rußland abgereiſt. Wir gaben Deine Ouverture aus E ♯ in ſeinem Concerte, ſie ging gut und machte uns wieder viel Freude. Auch die Fer-

nando-Ouverture kommt nächſtens; aber Deine Mutter hat mir keine geänderte Partitur damals geſchickt, nur die Stimmen, die ich nicht brauchte, da wir ſie hier haben. Ich erhielt nichts, als die Partitur der E-moll-Symphonie, die Du verbrannt wiſſen willſt, was ich aber mit Deiner Erlaubniß oder gegen dieſelbe bleiben laſſe. Sonderbar, ich kann mich diesmal wieder nicht mit dem letzten Satz befreunden, während mir das zweite und dritte Stück mehr wie jemals zuſagen. Sie iſt für eins der Februar-Concerte feſtgeſetzt. Eine Symphonie von Burgmüller (aus Düſſeldorf) hat neulich recht ſehr gefallen. Geſtern brachte mir Schleinitz Dein Lied aus G-moll (in der Europa), ſang mir's vor und ich ſollte rathen, von wem es wäre — zu meinem großen Verdruſſe rieth ich's nicht und ärgerte mich hernach, da ich's am Anfang hätte rathen müſſen und an dem G-moll-Schluß in der Mitte. Ich habe von neuen Sachen das Violin-Quartett faſt fertig, eine Sonate für Pianoforte und Violine ebenfalls faſt, und ſechs vierſtimmige Lieder (mit Frauenſtimmen) vorgeſtern an Breitkopf u. Härtel abgeſchickt, kleine Dinger, im Freien oder in Geſellſchaft zu ſingen. Die Novello, welche hier la pluie und le beau temps gemacht hat und in ihrem Abſchieds-Concert mit Gedichten beworfen und bekränzt und applaudirt und angeſchrieen worden iſt ohne Ende, iſt nach Berlin, um dort zu ſingen, will dann wieder hier durch, um vielleicht noch ein paar Arien zuzugeben, um die Leipzig auf den Knieen gebeten hat, und will zum Frühjahr in Italien ſein. Wo, das weiß ſie, glaube ich, eben ſo wenig, wie ich bis jetzt. Sie hat den Concerten hübſchen Schwung in dieſem Winter gegeben und wenn ſie auch ſchwer zu erſetzen iſt, ſo iſt die Sache an ſich ſehr

gut und hält ein Weilchen vor. Aber was ſagſt Du denn zu Ries' plötzlichem Tode? Mir iſt's dabei aufs Herz gefallen und ſonderbar zu Muth geweſen, gerade weil mir ſein Weſen und Treiben mißfallen hatte — das ſteht aber mit ſolcher Nachricht in ſo ſchneidendem Contraſt und man vergißt alles andere ſo ſehr in dem Augenblick. Der Cäcilien-Verein hat doch ein eignes Schickſal, wer ihn jetzt übernehmen wird und kann, davon hab' ich keine Ahnung. Ries war noch vor acht Tagen nur an Gicht und Gelbſucht krank; — in zwei Tagen plötzlich todt. — Wärſt Du jetzt in Deutſchland, ſo meine ich Du müßteſt nach Weimar an Hummel's Stelle; die muß viel Angenehmes haben; vielleicht bleibt ſie offen, bis Du einmal zurückkehrſt. Du mochteſt ja Weimar gern. Ueberhaupt, wenn Du nur wieder zurückkommen willſt — an Stellen fehlt es nicht, das ſehe ich wohl deutlich jetzt, nur an Männern dazu. Da iſt ſchon wieder mein altes Lied. Und Du ſagſt, das liegt alles weit hinter mir. — Und ich hoffe dennoch vor Dir.

Leipzig, den 14. April 1838.

Lieber Ferdinand!

Du wirſt wegen meines langen Schweigens böſe auf mich ſein; ich kann wieder nichts thun, als Dich um Verzeihung bitten und hoffen, Du werdeſt Deinen Zorn wieder in Milde verwandeln, wenn Du meine wohlbekannte Pfote ſiehſt. Es liegt viel zwiſchen dieſem und dem vorigen Briefe, auch manches, was mich vom Schreiben abhielt. Daß mir Cécile am 7. Februar einen Sohn geboren hat, wirſt Du gewiß durch Deine Mutter ſchon erfahren haben; aber vielleicht weißt Du noch nicht, daß ſie gegen Ende des Monats auf einmal entſetzlich krank wurde und vier Tage und vier Nächte mit einem furchtbaren Fieber und allen Arten ſonſtiger Leiden zu kämpfen hatte. Dann erholte ſie ſich, Gott ſei Dank, ſchneller, als ſich hatte erwarten laſſen, aber doch langſam genug, und erſt vor Kurzem ſind alle Spuren von Uebelbefinden verſchwunden und ſie iſt ſo munter und ſieht ſo wohl und friſch aus, wie Du ſie kennſt. Was ich nun alles in der Zeit empfunden habe, kann ich Dir freilich in keinem Brief ſagen und mündlich auch am Ende nicht, aber Du denkſt es Dir ſelbſt am beſten, lieber Ferdinand. Und jetzt, wo alle Furcht vorüber iſt und Frau und Kind wohl, da iſt's ſolch ein heiteres Gefühl und doch gar nicht philiſterhaft; Du magſt ſpotten, ſo viel Du willſt, ſo kann ich mir nicht helfen, es iſt gar zu wohlig und lieb, ſo einen winzig kleinen Kerl anzuſehen, der ſeiner Mutter

blaue Augen und Stumpfnaſe mit auf die Welt gebracht hat und ſie ſo gut kennt, daß er ſie anlacht, wenn ſie ins Zimmer tritt, und wenn er dann an ihrer Bruſt liegt und raſend ſäuft und Beide haben ſolches Vergnügen dran — ich kann mir nicht helfen, es iſt überglücklich. Dafür declinire ich mensa ſo lang einer will und mache Fingerübungen mit ihm, und laß mich von Dir auslachen mit Freuden. In einigen Tagen wollen wir nach Berlin reiſen, damit Cécile auch meine jüngere Schweſter und ſomit meine ganze Familie kennen lernt, denn Paul mit ſeiner Frau waren vorigen Monat hier und haben den Kleinen über die Taufe gehalten. Carl Wolfgang Paul heißt der kleine Menſch. In Berlin will ich einmal ſehen, wie meine Frau ſich in unſerem Hauſe gefällt; geht's gut, ſo reiſe ich in vier Wochen allein zum Muſikfeſt nach Köln und komme unmittelbar darauf wieder nach Berlin, um dort oder hier den Sommer ruhig zuzubringen und zu arbeiten. Wo nicht, ſo reiſt Cécile wohl mit mir nach Köln; aber da es meine Mutter gar nicht gern ſehen würde und die Schweſtern auch, ſo denke ich wohl, ſie wird dort bleiben und vielleicht nächſtes Jahr mit mir an den Rhein. So weit meine Plane für's Nächſte. Und Du? Wäre ich Du, ſo wäre ich geſtern, am Charfreitag, und am Palmſonntag beſtimmt nach Rom gerutſcht, und immer denke ich's mir noch möglich, daß Du's gethan. Namentlich am Palmſonntag kann ich die päpſtliche Capelle mit den goldenen Palmenzweigen niemals aus dem Gedächtniß kriegen; es iſt von Ceremonie und Pracht das feierlichſte und glänzendſte, was ich geſehen habe, und ich möchte, Du ſäheſt es und fändeſt das auch. Prächtige Sachen ſchreibſt Du mir ja von Mailand und Deinem Treiben dort; es iſt ſo

komiſch, wie Du Dein Paris da wieder finden mußt; Liszt, Nourrit, Pixis ꝛc. Aber intereſſant muß das Alles im höchſten Grade ſein und auf die „Zuſtände", die Du mir in Leipzig einmal mündlich beſchreiben willſt, freue ich mich heute ſchon. Du wirſt gut erzählen haben. Und freilich haſt Du's auch wieder entſetzlich richtig getroffen mit Deiner Beſchreibung der *'ſchen Hofcapellmeiſter-Glückſeligkeit und der Saumthierſeligkeit des deutſchen Publicums. Ich habe in dieſem Winter einige ſchauderhafte Blicke da hinein gethan, z. B. eben in Hinſicht der *'ſchen Stelle, an die ſie mich hin haben wollten (wahrſcheinlich, weil's ein paar Zeitungsſchreiber geſagt hatten) und wo ſie nun mit den ſchönſten Künſten mich wieder dazu bringen wollen, mich darum zu bewerben, weil ſie ſich genirten, ehrlich und ordentlich heraus zu einem Muſiker zu ſprechen — endlich haben ſie es doch gemußt und ich habe das Plaiſir dafür gehabt, es recht höflich abzuſchlagen und eben wieder geſehen, wie recht Du mit Deiner kohlſchwarzen Schilderung hatteſt. Und doch iſt in dem Deutſchland ein ſo gewiſſes Etwas — ich weiß es nicht, was, und es zieht mich doch ſo an und ich möchte Dich bereden. — Nun kommt wieder meine alte Geſchichte, die Du zweihundert Mal gehört und vierhundert Mal Dich darüber f.... haſt. Freilich iſt das ein beſſerer, lebendigerer Theaterzuſtand, den Du in Italien beſchreibſt, als der unſrige, aber hilf uns einen beſſeren herbeiführen. * und Conſorten thun es nimmermehr, die führen den Karren tiefer in den Dreck und gehen doch ſchnell und ſpurlos vorüber. Von was beſſerem. Könnteſt und wollteſt Du mir wohl eine Copie Deines Pſalms ſchicken? und ſonſt noch dazu legen, was Du Neues haſt, und das ganze Paket an Ricordi geben, der

öfters an W. Härtel hier Sendungen macht? Das wäre doch einmal prachtvoll von Dir, und ich bitte Dich sehr vielmal, thue es. Ich war auch ziemlich fleißig diesen Winter. Ein neues Violinquartett in Es hat David neulich zum Schluß seiner Soiréen öffentlich gespielt und ich denke, Du würdest einen rechten Fortschritt darin bemerken; ein drittes habe ich angefangen; ein Concertstück für Piano mit Orchester (eine Art Serenade und Rondo, denn das Deine kriege ich ja doch nimmermehr), einen neuen Psalm (95) — daß ich zu dem 42. noch vier Stücke zucomponirt habe, habe ich Dir doch wohl schon geschrieben und ein Heft vierstimmiger Lieder, im Freien zu singen, und mehrere kleine Bestien sind da, und möchten so gern von Dir ein bischen gestriegelt und gebürstet werden, wenn Du auch da wärst. A propos, finde das schön: in Dresden haben sie eine erste Aufführung meines Paulus mit allen möglichen Präparativen gemacht und zehn Tage vorher schreibt mir R. einen vornehmen Brief, man wünschte den ersten Theil etwas abzukürzen und er wolle deßhalb den Chor „Mache dich auf, werde Licht" mit dem darauf folgenden Choral „Wachet auf" streichen, da ihm diese Nummern nicht nöthig zur Handlung schienen. Ich war dumm genug, mich einen Tag lang unsäglich über die Zumuthung zu ärgern, aber schön finden mußt Du es auch. — Die Novello wird nun wirklich bald in Italien eintreffen. Sie ist jetzt, wie ich höre, in München, und will von da direct hinüber. Von hier ging sie nach Berlin, wo sie einen solchen unglaublichen Succès gehabt hat, daß ich fürchte, sie hat sich ihrer Sache ein bischen zu gewiß gefühlt; denn in Dresden und Wien, wohin sie gleich darauf im Flug reiste, soll sie gar nicht viel gemacht haben.

In Berlin dagegen hat sie zwei Concerte gegeben zweimal für die Armen gesungen, viermal im Theater, zweimal bei Hofe, was weiß ich, wo noch? Mach ihr nur schön den Hof, wenn sie Dir in die Arme flattert. Und nun will ich schließen und habe Dir doch noch solch eine Menge Sachen sagen wollen. Das nächste Mal mehr. Meine Frau grüßt Dich vielmal und schönstens. Sie ist mit der Reise beschäftigt. Ich bitte Dich, schreib mir nach Berlin (Leipziger Straße Nr. 3), Du sollst dann Berliner Zustände für Mailänder austauschen (wobei ich freilich noch viele Ellen zugeben müßte). Aber leb wohl, lieber Ferdinand, sei froh. Behalte lieb Deinen

F. M.

Berlin, den 15. Juli 1838.

Lieber Ferdinand!

Da ſo allerlei Beſtien von Gott erſchaffen ſind und auf Erden herumwandeln, worunter die ſchlechten Correſpondenten auch gehören, ſo ſei mir nicht zu böſe, daß ich dieſe Natur bekommen habe. Ich habe ſo meine Zeiten, wo mir die Dinte nicht fließen will, und wenn ich Antworten kriegen könnte (z. B. von Dir), ohne erſt ſelbſt zu ſchreiben, ſo verlernte ich's wahrſcheinlich ganz. Du merkſt es erſtlich meinem langen Nichtſchreiben und jetzt meinem ſteifen Schreiben an, daß dies eine ſolche Zeit iſt. Aber, wie geſagt, von wegen der Antwort. Ich hoffe, es fällt Dir eine ganz aparte Art, mich anzuſchnauzen, ein, mit der Du Deinen Brief anfangen kannſt; dann bekomme ich ihn gewiß bald. Und dann mußt Du mir auch als Geſchäftsmann antworten, denn ich ſchreibe jetzt in Geſchäften, um nach der Ouverture zu fragen, die Du uns zu den Concerten verſprochen haſt. Wie iſt's damit? Ich hoffe, wir erhalten ſie, und können ſie gleich zu Anfang der Concerte (Ende September) anſetzen. Wirf mir nicht vor, daß ich Dir meine Sachen nicht durch Härtels geſchickt hätte, wie Du

verlangteſt; Du weißt, daß ich ſeitdem hier war und ziemlich unruhig lebte, und zudem, — was willſt Du auch jetzt damit? Lieber ſpiele ich Dir alles en gros vor, wenn Du mal wieder ins Vaterland zurückgekehrt biſt. Mit Dir aber iſt's ein Anderes; Du kannſt mir in meinen Aufführungen dadurch helfen und uns eine Freude bereiten und Du haſt's mir verſprochen; ich halte Dich alſo beim Wort. Hoffentlich iſt die Ouverture ſchon fertig; und dann hoffentlich, hoffentlich ſchickſt Du ſie. Ich bin ſo begierig drauf, wie ich lange nicht auf ein Muſikſtück war, ſo wie überhaupt auf Dein ganzes italieniſches Leben und Treiben. Jetzt ſitzeſt Du am Comerſee und Deine Mutter wohl bei Dir; es mag ein köſtliches Leben ſein. Dazu wirſt Du wohl mit Liszt flaniren und der Novello die Cur machen, die in Mailand iſt, wie ich höre, und dort Stunden nimmt; iſt ſie denn immer noch Dein entſchiedener Liebling? Was ſagſt Du zu ihrem Singen und zu ihrer Perſon? Ich bin nun ſeit dem Mai hier im elterlichen Hauſe. Es iſt ein eigenes Gefühl, ſo vieles darin verändert, ſo vieles in mir ſelbſt verändert, und doch ein gewiſſes behagliches Zuhauſeſein, als wäre ich niemals daraus weg geweſen. Dazu iſt meine Familie hier ſo abgeſchloſſen und iſolirt, daß man eigentlich von Berlin wenig ſpürt und mit wenig andern Leuten in Berührung kommt, als mit denen im Hauſe. Es hat ſein Gutes und auch ſein Nachtheiliges und wie ich hier diesmal mich ſo eigentlich als Fremder und Unbefangener umſehe, ſo muß ich mich doch glücklich preiſen, nicht hier geblieben zu ſein, ſo leid mir's noch heut der Familie wegen thut; aber das Klima und die Luft ſind unfruchtbar hier und taugen nichts. Zum Lernen und Arbeiten und Iſoliren iſt Berlin

ganz der Platz, aber zum Genießen auch gar zu wenig; es ist mir alles aus meinem früheren Leben und alle meine Feindseligkeiten mit den Leuten und meine schlechte Stellung mit ihnen diesmal erst recht klar geworden, wie dies alles so kommen mußte, und auch deßhalb sind mir die Monate schon von höchstem Interesse gewesen. Jetzt gefallen wir uns gegenseitig und auch Berlin im Ganzen gefällt mir, weil ich die ganze Lumpenwirthschaft los bin und mich nun am Guten hier freuen kann, ohne mir's zu verbittern. Am ersten Abend meiner Ankunft gingen wir ins Theater um „Armide" von Gluck zu hören; solch einen Genuß habe ich selten oder noch niemals in der Oper gehabt. Diese große Masse eingespielter und -gesungener Musiker, von Spontini gut dirigirt, das herrliche Haus zum Erdrücken voll, die guten Decorationen und das alles zu dieser wunderbaren Musik vereinigt, machte mir einen Eindruck daß ich mir sagen mußte es sei doch nichts mit solch kleiner Stadt und solchen kleinen Mitteln und solchem kleinen Kreise und es sei doch ein ander Wesen hier. Aber wie oft habe ich das seitdem zurücknehmen müssen. Gleich den Tag darauf gaben sie eine sogenannte Gedächtnißfeier für Beethoven und spielten die A-dur-Symphonie so niederträchtig, daß ich meiner kleinen Stadt und meinen kleinen Mitteln schon vieles abbat, denn da war eine Rohheit, eine Frechheit der Execution, wie ich sie nirgend jemals gehört, und die ich nur mit dem ganzen preußischen Beamtenwesen erklären kann, das zur Musik paßt, wie eine Zwangsjacke einem Menschen. Und noch dazu ist's eine unbewußte Zwangsjacke. Nun, und seitdem habe ich manches von Quartetten und Symphonieen in Privatcirkeln singen und spielen gehört und habe alles

meiner kleinen Stadt abgebeten. Es wird nach wie vor ſo ſchülerhaft, ſo gleichgültig und ſo hochmüthig an den meiſten Orten hier Muſik getrieben, daß ſich daraus zur Genüge all mein damaliger Grimm und meine wohl unſchicklichen Mittel, um der Sache zu ſteuern, erklären laſſen. Es hängt mit dem Sand, mit der Lage, mit dem Beamtenweſen zuſammen, ſo daß man ſich wohl an einzelnen Erſcheinungen freuen, aber mit keiner näher befreunden kann. Die Gluck'ſchen Opern ſind ſolche erfreulichen Erſcheinungen. Iſt's nicht merkwürdig, daß ſie immer ein volles Haus machen und daß das Publicum klatſcht und ſich amuſirt und heraus ruft? Und daß dies ziemlich der einzige Ort in der Welt iſt, wo ſo etwas möglich iſt? Und daß am nächſten Abend der Poſtillon ein eben ſo volles Haus zieht? Und daß in Baiern verboten iſt, in irgend einer katholiſchen oder proteſtantiſchen Kirche Muſik zu machen, weil es die Kirche entheilige? Und daß die Choräle auf dem Theater obligat werden? Gotts Schock Donnerwetter. — Die Hauptſache iſt aber doch bei alledem das Neue, und daß es recht viel gutes ſchönes Zeug in der Welt gebe; darum bin ich auf Deine Ouverture und Deine Oper ſo geſpannt. Daß ich in Köln zum Muſikfeſt war, wirſt Du gehört haben. Es ging alles gut, die Orgel machte zum Händel und noch mehr zum Seb. Bach (es war eine neu aufgefundene Muſik von ihm, die Du noch nicht kennſt, mit einem pompöſen Doppelchor) einen ſchönen Effect. Aber auch da fehlte, meinem Gefühl nach wenigſtens, das Intereſſe an irgend etwas Neuem, Unverſuchten; ich mag ſo gern einiges Ungewiſſe, das mir ſelbſt und dem Publicum Raum zu einer Meinung gibt; im Beethoven und Händel und Bach weiß man es ſchon ſo

vorher, was man daran hat, das muß dabei bleiben, aber viel anderes dazu. Du haſt ganz Recht, daß es in Italien beſſer iſt, wo die Leute alle Jahr eine neue Muſik und alle Jahr ein neues Urtheil haben müſſen, wenn nur die Muſik und die Urtheile ſelbſt ein Bißchen beſſer wären. Hier ſchnaubſt Du und ſagſt: was iſt beſſer? Mehr nach meinem Schnabel alſo, wenn Du ſo willſt. Uebrigens hat Deutſchland auch den Teufel im Leibe; Guhr hat die Schöpfung zwei Mal mit ungeheurem Glanz aufgeführt, ſämmtliche Zeitungen ſprechen von der Stelle „es werde Licht," wo Guhr ſämmtliche Muſikchöre der öſterreichiſchen und preußiſchen Regimenter in der Kirche aufgeſtellt hatte, die dabei losblieſen. Und im Cäcilien-Verein dirigirt V .... und iſt, ſo viel ich weiß, der Beſte, den ſie bekommen können; und S ..... hält Reden zu Ehren Mozart's, und alles das iſt auch nicht nach meinem Schnabel. Am Ende iſt mein Schnabel verqueer — die Möglichkeit leuchtet mir ſelbſt davon zuweilen ein —, aber ich muß ihn doch einmal ſo verbrauchen, wie er gewachſen iſt, und da kriege ich freilich das meiſte eben ſo wenig hinunter, wie der Storch den Brei aus der flachen Schüſſel. Der Storch führt mich auf meinen Jungen, der iſt dick und fett und luſtig und ſchlägt im Aeußeren und im Charakter ſeiner Mutter nach, was mir unſäglich Freude macht, weil's ſein Beſtes iſt. Und Cécile iſt wohl und blühend und grüßt Dich vielmal.

Ich hab Dir ja noch gar nicht geſchrieben, was ich geſchrieben habe, ich meine die Noten: zwei Rondos für Clavier, eins mit, eins ohne Orcheſter, zwei Sonaten, eine mit Violine, die andere mit Cello, einen Pſalm und eben bin ich bei einem

dritten Violinquartett und habe eine Symphonie im Kopf, die bald vom Stapel laufen ſoll. In B-dur. Und Du? Wirſt Du nun die Ouverture ſchicken? Und nun tauſend herzliche Grüße Deiner Mutter und genieße Dein Leben in dem erquicklichen Land und bleibe mir gut.

Dein

Felix M.-B.

Berlin, den 17. Auguſt 1838.

Lieber Ferdinand!

Dein geſtriger Brief hat mich ſo ſehr erfreut, daß ich keine Zeit verlieren mag, Dir's zu ſagen, wie ſehr. Es iſt mir der liebſte von allen, die ich je von Dir bekommen habe und ich habe ihn immer wieder geleſen und mich wieder daran erfreut, an der glücklichen harmoniſchen Stimmung die daraus ſpricht, an allem einzelnen Lieben und Guten daran, an dem Anfang und der Mitte und dem Ende. Wie freue ich mich, daß Dir gerade ſolch ein Glück zu Theil wird, dem ich's ſo von Herzen gönne, oder vielmehr mit dem ich's mit genieße, und der's ſelbſt ſo zu genießen weiß, wie ich aus Deinem Briefe ſehe. Wohl muß es ſchön ſein mit Deiner Mutter in Bellaggio; aber eben, daß Dich dieſes frohe Gefühl ſo durchdringt, das freut mich ſo an Deinen Zeilen, ich geſtehe ich hatte mirs kaum gedacht. Das iſt auch nicht ſo übel, was Du mir von dem neuen Oratorium ſchreibſt, an alle dem ſehe ich, daß Du gerade jetzt ſo ſein und leben mußt, wie ich's Dir immer gewünſcht und wie ich es mit meinen deutſchen Reden damals im Sinne gehabt hatte — das wo iſt ganz einerlei — erhalte dirs der Himmel immer ſo und gedenke dabei meiner auch immer ſo freundlich, wie in dem Briefe eben. Klappen-Trompeten haben die Babylonier auf jeden Fall gehabt (eigentlich war ganz Babylon eine Art Klappentrompete), ſo luxuriöſe, übermüthige Morgen-

länder kommen ja kaum mit C-Trompeten allein aus. Aber ich bitte Dich, nenne ſie nicht trompettes à piston in Deiner Partitur, ich habe ſolch einen Haß auf das Wort Piſton — Du ſiehſt, welch ein Doctor der Philoſophie ich bin. Alſo, wenn das Oratorium fertig iſt, ſo ſollen wir's in Deutſchland hören? Nun, das iſt doch noch einmal ein Wort zu ſeiner Zeit. Laß es nur irgendwo in meiner Nähe ſein, damit ich auch etwas davon habe, vom erſten Male, laß es gar in Leipzig ſein, das wäre ſchön, zuſammennehmen ſollten ſie ſich und was von Sanges- und Spielkräften in der guten Stadt iſt, ſollte zu Deinen Dienſten ſtehen. Nun mach es nur bald fertig und ſchreibe mir viel davon, es gibt doch immer einen Vorſchmack indeß. Was Du von der Novello ſagſt, da ſtimme ich mit jedem Wort überein und eben ſo über Liszt. Daß wir die Ouverture nicht bekommen, thut mir ſehr leid, ich kann mir's aber natürlich denken, daß Du nichts vor der erſten Aufführung willſt hören laſſen. Und die ſoll im nächſten Winter ſchon ſein? Und dabei iſt das ganze Oratorium vierſtimmig ſkizzirt? Das iſt ja prachtvoll fleißig. Du gibſt mir gleich ein Beiſpiel für Deinen Rath von den zehn Opern und zehn Oratorien, die ich in den nächſten zwanzig Jahren machen ſoll. Glaub mir, daß ich die größte Luſt und den innigſten Trieb habe, Deinem Rath und Beiſpiel zu folgen, gäb's nur einen dichteriſchen Menſchen und Freund in der Welt. Es iſt zu ſchwer, all dergleichen zuſammen zu ſuchen. Getrieben ſein müßte man dazu. An ſolchen Menſchen fehlt es aber in Deutſchland und das iſt ein großes Unglück. Indeß ſo lange ich keinen finde, helfe ich mir ſelbſt durch und am Ende muß doch einer zum Vorſchein kommen. Deinen inſtrumentirten Pſalm

und den Hochzeitschor habe ich hier erhalten, habe ich Dir denn noch nicht dafür gedankt? Mir ist's doch so, und wenn ich mich irre, muß ich's Dir hiermit noch einmal sagen, wie Du mich durch den letzteren so erfreut hast, welche frohen Tage mir jede Note des ersteren zurückruft. Deine gestrichene Fernando-Ouverture erhielt ich in Leipzig und denke sie im Anfang der Abonnements-Concerte zu geben; ich schreibe Dir dann genau darüber und schicke sie gleich nachher (etwa Anfang November, das ist doch zeitig genug?) durch Härtel an Ricordi. Ein paar neue Sachen von mir lege ich dann auch dazu; wie die Dir nur in Italien vorkommen mögen?

Jetzt ist mein berliner Aufenthalt gleich zu Ende, ich denke in vier Tagen wieder nach Leipzig zurückzukehren, wo sie am 19. September meinen „Paulus" in der Kirche geben und die Proben dazu nächste Woche anfangen wollen. Das Leben hier in der Familie war gar zu angenehm; gestern Abend, als ich zum Thee hinüberging und alle versammelt fand, las ich ihnen vieles aus Deinem Briefe vor, der auch ihnen große Freude machte und sie trugen mir alle viele Grüße an Dich auf. Wir kamen so jeden Abend zusammen, kannegießerten, stritten, machten Musik, da war's sehr angenehm und wohlig. Ausgebeten waren wir in der ganzen Zeit kaum drei Mal, von öffentlicher Musik habe ich auch wenig mehr gehört, als ich mußte; sie ist zu schlecht, bei den besten Mitteln; eine Vorstellung des „Oberon" in voriger Woche war unter aller Vorstellung — ich glaube, das Ding war nicht ein einzig Mal recht zusammen; in der Sing-Akademie sangen sie mir ein Stück von mir vor, daß ich ernsthaft böse geworden wäre, wenn nicht Cécile neben mir gesessen hätte und immer gesagt: lieber Mann,

beruhige Dich doch. Auch Quartett ſpielten ſie mir einmal vor und plackerten immer noch an denſelben Stellen, wo ſie vor zehn Jahren plackerten und wo ich vor zehn Jahren wüthend darüber geworden war; jetzt war's mir nur ein Beweis mehr für die Unſterblichkeit der Seele. Mein drittes Violin-Quartett in D-dur iſt fertig, das erſte Stück gefällt mir ſelbſt über die Maaßen; ich wollte, ich könnte Dir's mal vorſpielen, — namentlich eine Forte-Stelle am Ende, die Dir gewiß recht wäre. Auch denke ich nächſtes Jahr eine Oper von Planché zu componiren; zwei Acte des Textes habe ich ſchon, und die gefallen mir gut genug, um mich dazu zu machen. Das Sujet iſt aus der engliſchen mittelalterlichen Geſchichte, ziemlich ernſthaft, Belagerung und Hungersnoth darin, — ich bin nun auf das Ende des Textes begierig, das ich in der nächſten Woche erwarte. Auch einen Oratorientext hoffe ich noch in dieſem Jahr zu bekommen. — Du ſiehſt, daß ich Deinen Rath ſchon von ſelbſt befolgen wollte, aber wie geſagt, der fördernde, ſelbſt erfindende Dichter, der fehlt und mit ihm eine große Hauptſache. Clavierſachen ſchreibe ich allerdings nicht mit der größten Luſt, auch wohl nicht mit rechtem Glück, aber ich brauche mal zuweilen was Neues zum Spielen und dann fällt mir auch wohl mal was recht claviermäßiges ein, wenn's auch keine Paſſagen gerade ſind, warum ſoll ich mich da geniren und es nicht auch hinſchreiben? Zudem iſt ein ganz bedeutender und mir ſehr lieber Zweig der Claviermuſik, Trios, Quartetten und andere Sachen mit Begleitung, ſo die rechte Kammermuſik, jetzt ganz vergeſſen und das Bedürfniß, mal was Neues darin zu haben, iſt mir gar zu groß. Da möchte ich auch

gern etwas dazu thun. In dieſer Idee habe ich neulich die Sonate mit Violine und die mit Cello gemacht und denke nächſtens ein paar Trios zu ſchreiben. Jetzt habe ich eine Symphonie in B-dur vor und nehme mir vor, ſie bald fertig zu machen. Wenn nur nicht gar zu viel fremde Virtuoſen den Winter nach Leipzig kommen und ich nicht allzuviel Ehre zu genießen habe, will ſagen, Concerte zu dirigiren. Alſo verläuft ſich Hr. F... bis Mailand? Brr, der könnte dem warmen Klima Schaden thun. Ja, ſiehſt Du, ſolche Kerls muß ich verdauen und bin in Leipzig, ſtatt in der Cadenabbia, wo ich einmal war, Deiner jetzigen Wohnung gegenüber. Schreib ich ſo an Dich nach dem Comerſee, ſo kommt mir doch die größte Luſt an, dies Paradies mal wieder zu ſehen und wer weiß, was ich einmal in den nächſten Jahren thue. Aber erſt mußt Du mit dem Oratorium hier geweſen ſein, das iſt das Schönſte. Weißt Du, daß Dich meine Schweſter Fanny vielleicht bald ſieht? Sie hat die Abſicht, mit Mann und Kind nach Italien zu reiſen und erſt nächſtes Jahr zurückzukehren. Wenn ich Näheres von ihrer Reiſe erfahre, theil ich Dir's mit, damit ſie Dich nicht verfehlt, wie Franck. Nun leb wohl, ſchreib mir bald nach Leipzig, und wieder ſolch einen prächtigen Brief. Hab nochmals Dank. Grüße Deine Mutter. Leb wohl, leb wohl.

Dein Felix.

Leipzig, den 15. April 1839.

Mein lieber guter Freund!

Heute habe ich ganz aparte Luſt, Dir zu ſchreiben, mit Dir zu plaudern; eben dachte ich ſo daran, wie ich bei Dir auf dem Sopha lag und klagte und mir Clavier vorſpielen ließ, weil ich ſo verliebt war; und darauf dachte ich, es wäre doch gut, wenn wir uns bald mal wieder ſähen und ordentlich zuſammen lebten, — und dann dachte ich, wie lange das noch hin ſein müßte. Aber auch eine Menge Geſchäftsſachen habe ich heute an Dich zu ſchreiben, mit denen will ich gleich anfangen. Erſtlich das Oratorium. Was denkſt Du auch, daß Du von Reſponſabilität ſprichſt, die ich auf mich nähme — von Riskiren — von Durchſicht der Partitur vorher ꝛc. Du toller Kerl, das weiß ich alles lange ſchon, wie ein Stück von Dir ſein wird, auf das Du ſelbſt Dich freuſt, das Du mit Liebe ſchreibſt — und wieder weißt Du auch, wie ich mich auf ein ſolches Stück freue und daß ich's mit ſo viel Liebe und ſo viel Sorgfalt als ich kann aufführen werde wenn Du es mir anvertrauen willſt. Brauch ich Dir denn das erſt zu ſagen? Um übrigens nicht bloß meiner Anſicht zu folgen oder Dich perſönlich allein zu bitten, habe ich die bezügliche Stelle Deines Briefes den hieſigen Concert-Directoren (cum grano salis d. h. mit Auslaſſung Deiner allzu großen Beſcheidenheit) mitgetheilt, und vom Secretair des Concerts, Stadtrath Porſche, folgende Antwort bekommen,

die ich Dir erſt im Original ſchicken wollte, jetzt aber abſchreibe, weil das Papier zu dick iſt und alſo das Porto auch: „Ew. Wohlgeboren (paß auf auf den Curialſtyl) gefälligen Mittheilung nach iſt Herr Ferdinand Hiller in Mailand mit der Compoſition eines Oratoriums „der Prophet Jeremias" beſchäftigt, von dem ſich höchſt Gediegenes und Ausgezeichnetes erwarten läßt; das Concert-Directorium hat mich beauftragt, Ihnen zu verſichern, daß es ihm zum Vergnügen gereichen würde, dieſes Werk in den Concerten des künftigen Winters 1839/40 hier zur Aufführung gebracht zu ſehen und zu hören, wenn Herr Hiller die Güte haben will, uns die Partitur zukommen zu laſſen. Mit vollkommener ꝛc. ꝛc. Porſche. Leipzig, März 1839." Nun glaubſt Du hoffentlich nicht mehr, daß ich eine zu große Reſponſabilität habe. Möchte Dir die unbedeutende Gelegenheit wirklich zu einem neuen Werke Luſt und Liebe geben. Sag mir in Deinem nächſten Briefe (adreſſirt nach Düſſeldorf bis Mitte Mai, nach Frankfurt bis Ende Juni) ein paar Worte als Antwort hierauf, die ich der Direction mittheilen kann; es freut ſie gar zu ſehr, wenn ein Künſtler, wie Du, von ihnen qua Concert-Directorium Notiz nimmt und ſo ſind ſie alle über Deine Anfrage ſehr geſchmeichelt geweſen. In der Kirche werden wir es ſchwerlich geben können, da unſere Kirchen-Concerte wohl mehrere Jahre ruhen müſſen, ehe wir ſie wieder auf guten Fuß bringen (die Urſachen ſind zu weitläufig zum Schreiben), aber im Concertſaal, mit vielen Dilettanten, als Chor. Den bedenke nur ja recht ſchön. Und wie geſagt antworte ſo bald Du kannſt. In dieſen Tagen geht durch Kiſtner ein Paket an Dich ab, was er ſchon ſeit vier Wochen wohlverpackt in Händen hat

und jetzt endlich bestimmt abzusenden verspricht; es enthält die Partitur meines 42. Psalms, des Paulus und eine kürzlich erschienene Cello-Sonate von mir, die ich eigentlich nur wegen des schönen Umschlags Dir schicke und als Novität — sonst ist wenig daran. Wenn Dir aber der Psalm in seinem neuen Kleid und mit dem alten Futter nicht gefällt, so erschieß ich mich. Das Paket wird, wie ich höre, sechs Wochen unterwegs und an Giovanni Ricordi in Mailand adressirt sein; erkundige Dich also gelegentlich bei dem. Daß ich Dich bitte, sämmtliches darin Enthaltene zu behalten, versteht sich von selbst. Deine beiden Ouverturen mit Metronombezeichnung sind ans Philharmonic vor vierzehn Tagen von mir abgeschickt, nachdem wir die D-moll hier erst im Armen-Concert gut aufgeführt und Deine Aenderungen sehr vortheilhaft gefunden hatten. Das Ganze gewinnt wesentlich dadurch und der Fluß ist gar nicht gestört. Und jetzt, so sehr ich mich schäme, muß ich Dir noch von einem Zeitung-Artikel erzählen, den ich neulich über Dich las und der mir gar viel Freude gemacht hat. Ich bekam nämlich eines Morgens in der Probe ein Blatt der Neuen musicalischen Zeitung gezeigt (deren Redacteur, Schumann, den ganzen Winter in Wien war), worin eine Nachricht war, die mich anging, und wie ich das Blatt noch außerdem ansehe, so ist ein durch zwei Nummern durchgehender Hauptartikel mit Deinem Namen überschrieben darin. Ich nahm's gleich mit, las es und vieles darin hat mir wirklich außerordentlich gefallen; es ist offenbar von Jemand gemacht, der Dich persönlich nicht im mindesten kennt, dagegen jedes Deiner Werke aufs genaueste, der nicht einmal wußte, daß Du nicht mehr in Frankfurt seiest und dennoch Dein Wesen sich gut und deutlich

aus den Compoſitionen vorſtellt, von Jemand, der es offenbar gut mit Dir meint. Ich höre, es ſoll ein Deutſcher in Warſchau geſchrieben haben. Die Pointe des Dings iſt eigentlich, daß er glaubt, Du hätteſt Dich irgendwie verſtimmen laſſen und wollteſt deßhalb nichts mehr herausgeben oder gar componiren, und da bittet er Dich denn himmelhoch, es nicht zu thun und nicht zu glauben, daß Dir die Menſchen nicht mit Antheil und Freude folgten, wie er ſelbſt ein Beiſpiel ſei und die ganze Zeitung iſt überſchrieben mit dem Motto: „Wenn ſolche Köpfe feiern, wie viel Verluſt.“ — Du ſiehſt, der Mann wußte nichts von Deiner Perſon, aber eben deßhalb machte es mir viel Vergnügen — und ich hätte Dir es geſchickt, wenn ich nicht einen halben Eid gethan hätte, kein Zeitungsſchnittchen in meine Briefe zu thun. Dies aber und ein Spaß auf der vorigen Seite bringen mich auf das furchtbare, gar zu ſchreckliche Ereigniß von Nourrit's Tod. Es hat mich lange, lange keine Nachricht ſo ſehr betrübt, mir ſo ganz tief hineingegriffen, wie dieſe. An die heitere, glückliche Zeit, in der ich ihn geſehen hatte, an das wahre, freie Künſtlerweſen, das er damals zu haben ſchien, an ſeine Ehre, ſeinen Glanz überall, an Frau und Kinder mußte ich durcheinander denken und an den gar zu traurigen Zuſtand eines Innern, das kein anderes Mittel mehr weiß, als dies, was die ganze frühere Exiſtenz, alles Glück ausſtreicht, als wär's nie geweſen. Wie muß Dich aber erſt die Nachricht erſchüttert haben! Dein letzter Brief ſpricht noch von ihm; Du haſt ihn erſt ſo kürzlich geſehen, ſo lieb gehabt — es iſt auch zu entſetzlich. Und wer kann da noch an Ruhm und Ruf und äußeres Glück denken und ſich's wünſchen, wenn ſolch ein äußerlich glücklicher und innerlich

begabter Menſch mit alledem ſo gränzenlos unglücklich iſt. Mir liegt mehr darin, wie in der tiefſten Predigt, die ich je gehört, und ich kann gar nicht fertig werden, wenn ich einmal daran denke. Sag mir doch viel darüber; alles was Du von näheren Gründen oder Details weißt. Mir ſind bloß die Details des Abends vorher und ſeiner letzten Momente bekannt geworden, außerdem nichts als dumme Gerüchte. Sag mir, wenn Du etwas darüber weißt, wie er zu einer ſolchen innerlichen Unſeligkeit gekommen iſt und wie zum Entſchluſſe. Wenn's die paar Ziſchlaute oder Pfeifen im Theater allein ſind, wie ſie in den Zeitungen ſchreiben, ſo ſollte man niemals wieder vor's Publicum treten, ſobald man Brod genug erworben hat, um nicht zu verhungern, und ſollte nie einen Stand wählen, der vom Publicum abhängig macht.

Noch habe ich einige Fragen Deines Briefes zu beantworten. Im Philharmonic dirigiren gar verſchiedene Leute, Sir G. Smart, Moſcheles, Potter ꝛc., es iſt alſo nicht vorauszuſagen, in was für Hände Du fällſt, gewaſchene oder unreinliche. Mit meiner engliſchen Oper iſt's wieder im weiteſten Felde; der Dichter will nicht ändern, ich nicht ungeändert componiren, — das iſt das alte, alte Lied von dem verſoffnen Bohnenſchmied. Und ich muß es immer von vorne anfangen, denn ich habe Recht damit. Wenn Du aber Mercadante's giuramento lobſt, ſo ſchlag die ſchwere Noth zehntauſend Mal drein, denn ich habe den Clavier-Auszug lange genug auf meiner Stube gehabt und mir gewiß alle Mühe gegeben, und find's doch ganz unerträglich und ordinair und nicht eine Note darin, die mir den geringſten Spaß machte. Sei mir nicht bös, ich kann mal nicht anders, das iſt eben ſo curios, daß wirklich die Umgebung

und die Luft und die Ausführung Eindruck machen, auf jeden — aber hier in Leipzig nimmt sich das giuramento ganz abscheulich aus d. h. gerade in meinen vier Pfählen. Solche Musik machst Du in Deinem Leben nicht, das gib auf; darum freue ich mich eben doppelt auf die Nummern aus Deiner Oper, die Du mir versprichst und bin sehr begierig darauf. In acht Tagen gehe ich zum Musikfeste nach Düsseldorf, wo der Messias den ersten, die Eroica, die Beethoven'sche C-dur-Messe, eine Ouverture und mein 42. Psalm den zweiten und die Gluck'sche Alceste im Theater mit Costüm und allem den dritten Tag gegeben werden soll. Es kommen berliner Sänger und -innen, die das letztere (offenbar das beste) möglich machen. Das Fest ist wieder zu Pfingsten. Nachher wollen wir in Frankfurt der Hochzeit meiner Schwägerin, Julie Jeanrenaud, die einen hiesigen jungen Schunk heirathet, beiwohnen; dann noch einige Zeit in Frankfurt verweilen, dann vierzehn Tage bei meinem Onkel am Rhein — und weiter gehn die Luftschlösser noch nicht. Nun ist's aber mit dem Brief aus; er ist ja übertrieben voll geschmiert; grüß die Mutter viel, sehr viel Mal, auch Mlle. J . . . und schreibe mir sehr bald, lieber Ferdinand, damit erfreust Du mich gar zu sehr. Immer Dein

Felix.

Frau und Kind sind wohl und grüßen Dich.

Frankfurt, 27. Juni 1839.

Mein lieber Freund!

Dein Bruder ſagt, ich ſoll Dir einen Gruß in ſeinem Brief ſchreiben. Hier, wo mir jeder Tag und jeder Gang durch die Stadt und in den Wald und Alles Dich ſo ſehr zurückruft, hier hätte ich Dir ſchon längſt einen eigenen Brief ſchreiben ſollen, aber nächſtens thue ich es gewiß. Ich möchte Dir gern über ganz Frankfurt ſchreiben und komme darüber gar nicht dazu. Drum heut nur einen Gruß an Dich und Deine liebe Mutter und meine Wünſche für Euer Wohl. Mir und den Meinigen geht es wohl und Deinem Bruder und Deiner Schwägerin drinnen auf dem Sopha ebenfalls. Dein Portrait über dem Sopha iſt doch ähnlich, quand même d. h. etwas abſcheulich gemalt, aber ganz gut aufgefaßt. Ja, wärſt Du nur ſelbſt hier. Im Andenken aller Deiner hieſigen Freunde und Freundinnen lebſt Du lebendig, das kann ich Dir ſagen und Alle wünſchen Dich zurück. Nun hoffentlich kommt bald das Oratorium und dann Du ſelbſt mit, und dann iſt's doch beſſer, als ſo auf dem Briefpapier und 100 Meilen Weite. Lebe wohl für heut, Du lieber Freund und Muſiker und nächſtens ſchreib ich Dir ordentlich; verzeih die heutige Nachläſſigkeit und bleib ein Bißchen gut Deinem

Felix.

Frankfurt a. M., den 16. Auguſt 1839.

Mein lieber Freund!

Bei der Rückkehr von Horchheim hieher finde ich Dein Briefchen aus Baſel und Deinen zweiten Theil, und wie ich von Eile und Reiſe-Vorbereitungen gedrängt, den Blick hineinwerfe, ſo frappiren mich ſo viele und ſo große Schönheiten, daß ich nicht unterlaſſen kann, Dir es, wenn auch mit wenig Worten, heut zu ſagen und Dir für die Freude und den Genuß zu danken, den Du mir dadurch gemacht haſt. Weit überlegen ſcheint mir dieſer zweite Theil dem erſten in jeder Beziehung und wo ich hinſehe, finde ich herrliche Züge, die Dir ganz allein gehören; vor allem liebe ich den A-dur-Chor mit dem Solo und der Wiederholung — das bloße Tempo und der erſte kräftige Anfang iſt neu und vortrefflich; man erwartet da etwas ganz anderes, viel weniger Schönes. Und ſo der erſte Chor und der Kriegermarſch in C-dur und der Eintritt des Chors im Recitativ und der aus F-moll und alles zuſammen. Nur vom Dichter ſcheint mir wieder einiges verfehlt, aber ſoll ich denn wieder etwas auszuſetzen haben, wo mich ſo vieles überraſcht und über Erwartung freut? Ich thue gewiß nicht wieder den Mund auf und namentlich nicht, bis ich Deine Antwort habe, was hoffentlich recht bald iſt, und bis ich weiß, ob Du mir auch nicht bös über mein allzu großes Mundaufthun biſt. Schreibe mir bald, lieber Ferdinand, und heut hab Dank, Dank, Dank für alles Schöne und Gute.

Iſt denn ein Brief von Dir an mich verloren gegangen? Du ſchreibſt, Du würdeſt vielleicht in Bern von mir hören und ich hatte keine Ahnung von Deiner Schweizerreiſe und war ganz perplex über das Datum Baſel. Wie ſchändlich iſt es, daß wir ſo nahe zuſammen waren, beide am Rhein und nun wieder ſo weit aus einander ſind. Und doch iſt's Recht, daß Du wieder nach Italien biſt und Dich in Deinem Wollen und Treiben nicht irre machen läſſeſt. Morgen gehe ich nun nach Leipzig zurück, dort hoffe ich bald von Dir zu hören. Frau und Kind ſind wohl und grüßen Dich und Deine Mutter, wie ich es herzlich thue. Jetzt muß ich fort und Deine Briefform nachahmen. Das gefällt mir auch, daß unter der Zerſtörung von Jeruſalem der Rigikulm um Mitternacht ſteht, aber das C-dur iſt doch noch beſſer und der A-dur-Eintritt das Allerſchönſte und ſo Ferdinand! hab Dank, mein lieber Freund.

Immer Dein Felix.

Ich hatte meine gute Mutter mit ihrer Geſellſchafterin nach Baſel gebracht, weil der Zuſtand ihrer Geſundheit den Gebrauch der Bäder in Wiesbaden erheiſchte. Jedoch nach wenigen Wochen war ſie ſo krank geworden, daß ich nach Hauſe eilte. Die nächſten Zeilen Mendelsſohn's erhielt ich, nachdem ich ihn von Frankfurt aus von den Sorgen, die mich quälten, benachrichtigt hatte.

Leipzig, den 19. September 1839.

Lieber Ferdinand!

Wie betrübend mir Dein geſtern erhaltener Brief war, brauche ich Dir wohl kaum zu ſagen; Du weißt, welchen herzlichen Antheil ich an Deinem und der Deinigen Wohl nehme. Gott gebe Deiner lieben Mutter Beſſerung, vollkommene Geneſung und Euch allen Troſt und Freude wieder; wohl kann ich mir Deine Angſt und Deine jetzige Traurigkeit denken; lieber Ferdinand, wäre ich nur bei Dir, dann könnte ich freilich auch nicht helfen, aber zerſtreuen doch hie und da vielleicht; wie habe auch ich das von Herzensgrunde gefühlt, daß alle Kunſt und Poeſie und was uns ſonſt lieb und werth iſt, in ſolchen Augenblicken ſo leer und troſtlos da ſteht, einem ſo widerwärtig und klein vorkommt und kein Gedanken Stich hält, als der eine: „wollte Gott helfen“. Gib mir doch, wenn Du eine freie Minute haſt, mit zwei Zeilen Nachricht, wie es geht, wir möchten gar zu gerne öfter davon wiſſen, — wenigſtens alle acht Tage ſchreibe mir eine Zeile; ich werde ſie mit Ungeduld erwarten.

Ich gebe heute den erſten Theil des Oratoriums zur Poſt. Mit dem zweiten bin ich noch nicht ganz fertig und hatte drum

Dir noch nicht nach Italien geſchrieben; morgen oder übermorgen ſchicke ich auch den nach und ſchreibe Dir ordentlich und ausführlich. Laß uns gleich wieder von Dir hören. Meine Frau grüßt herzlich.

Dein

Felix M.-B.

Meine gute Mutter hatte der Krankheit, von der ſie befallen, nicht zu widerſtehen vermocht; ſie verſchied am 22. September.

VI.

In Leipzig.

(Winter 1839—40.)

Leipzig, den 29. September 1839.

Mein lieber Freund!

Es braucht der Worte nicht, um Dir zu ſagen, daß ich den tiefſten Schmerz, den Du jetzt empfindeſt, von ganzem Herzen mit Dir theile; Du weißt, daß ich mir von allem, was Dir Gutes und Schlimmes, ſelbſt in Kleinigkeiten, begegnet, meinen Antheil nehme und es mitfühle; wie viel mehr bei dem größten Verluſt, den Du erleiden konnteſt. Wer Deine liebe Mutter nur irgend gekannt, Dich nur einmal mit ihr zuſammen geſehen hat, der muß es wiſſen, welch eine unerſetzliche Lücke in Deinem Leben und Deiner Liebe durch ihr Scheiden entſtanden iſt. Aber was ſage ich Dir das alles? Lieber wäre ich bei Dir und ſuchte durch ruhiges Zuſammenſein mit Dir dieſe herbe Zeit Dir möglichſt zu erleichtern. Auch das iſt mir nicht vergönnt und dann hilft auch

eben in ſolcher erſten Zeit kein Freund, kein Freundes-Zuſpruch und kein Troſtwort, — wenn ſie's recht gut machen wollen, ſo können ſie wohl ſchaden, aber helfen und nützen nichts; das kann nur Gott thun und das Pflichtgefühl des Lebens. Aber was ich Dir ſchreiben wollte, darauf hat mich der Schluß Deines Briefes, „daß Du Geſchäfte halber vorläufig in Frankfurt bleiben müßteſt," gebracht; könnteſt Du nicht, wenn dieſe Geſchäfte vorüber ſind, auf ein Weilchen zu uns kommen? Würden die ganz veränderten Umgebungen, die freundliche herzliche Aufnahme, deren Du hier von allen Muſikern gewiß biſt, die Entfernung von dem Ort, der Dir jetzt freilich doppelt lieb, aber auch doppelt traurig ſein muß, nicht gut thun und Dich, wenn auch nicht erheitern, doch für Augenblicke zerſtreuen? Ich ſpreche freilich nicht von den nächſten Tagen, aber ich dachte an das Ende des nächſten Monats und den November; meine Reiſe nach Wien iſt ſo gut wie aufgegeben und ich könnte Dir dann bei mir ein hübſches, warmes, behagliches Zimmer anbieten, in dem Du wohnen müßteſt und wo wir Dir's ſo bequem machen würden, wie es der gute Wille irgend vermag. Meine Cécile vereinigt ſich mit meiner Bitte; möchteſt Du unſern Wunſch erfüllen!

Ich ſpreche Dir nicht davon, wie gut wir uns dann über das Oratorium beſprechen könnten, und wie viel hinſichtlich der Aufführung verabreden, auch nicht, daß ich Dir durch manche Muſik-Aufführung ein Vergnügen zu machen hoffe, ſondern es iſt mir bei meiner Bitte heut nur darum zu thun, daß Du in veränderten Umgebungen einige der nächſten Monate zubringen möchteſt und bei ſo herzlichen Freunden, wie wir von Dir ſind.

Wie ſteht unſere ganze Zukunft immer und immer täglich in Gottes Hand! Meine Cécile erwartet in den nächſten Wochen ihre Niederkunft, und wenn man von den Sorgen ſpricht, die die Ehe mit ſich bringt, ſo kenne ich bis jetzt nur die, welche in ſolcher Zeit jede Stunde und jeden Augenblick mich beſchäftigt und mir die Ruhe zu anderen Gedanken genommen haben. Sie iſt, dem Himmel ſei Dank, ſo wohl und geſund, daß ich hoffe, Gott werde ihr, wie bisher, Glück und Geſundheit erhalten — und ſo wiederhole ich mit zuverſichtlichem Herzen meine Bitte und unſere Einladung an Dich.

Lebe wohl für heute, mein lieber, lieber Freund, halte Dich oben und gebe Dir der Himmel Muth und Kraft dazu!

Immer Dein

F. M.

Dieſem liebevollen Schreiben folgte ein ähnliches im Laufe des folgenden Monats. Es heißt darin: „Dein Zimmer ſteht bereit, ein Flügel drin und ungeſtört ſollſt Du ſein, ſo viel Du willſt; geſtört ohnehin noch mehr. Meine Cécile grüßt und vereinigt ſich mit meiner Bitte aufs herzlichſte, komm und nimm mit vollkommener Ruhe und ſtillem häuslichen Leben bei uns ein Weilchen vorlieb und laß mich ſagen, auf baldiges Wiederſehn.“ Einer ſolchen Einladung zu widerſtehen, war unmöglich, ich reiſte daher ab, ſobald die Verhältniſſe es zuließen. In Weimar hielt ich mich auf, um der Witwe meines verehrten Meiſters, Hummel,

die mir ſtets eine mütterliche Freundin geweſen, einen Beſuch zu machen. Dort angelangt, fand ich folgende Zeilen meines vorſorglichen Freundes:

Leipzig, den 3. December 1839.

Lieber Ferdinand!

Da nach Empfang Deiner lieben, willkommenen Zeilen keine Zeit mehr war, Dir nach Frankfurt zu ſchreiben, ſo adreſſire ich dies nach Weimar, in der Hoffnung, daß Du es dort gleich bei Deiner Ankunft erhalten wirſt. Ich wohne in Lurgenſtein's Garten, Vorderhaus links, zwei Treppen hoch. Gern wüßte ich, ob Du im eigenen Wagen oder mit Schnellpoſt reiſeſt, um im erſteren Falle Quartier in einer Remiſe zu machen. Wann Du kommſt, ſchreib mir das in zwei Zeilen von Weimar aus und ſage mir, wo möglich, die genaue Zeit Deiner Ankunft hier oder Abreiſe von dort, dann kann ich Dir ein Stück entgegen gehen. Wie ſehr ich mich auf Dich freue, Du lieber Freund, und meine Frau mit mir, das brauchen wir Dir nicht zu ſagen — alle unſere und alle Muſikfreunde fragen mich ſchon ſeit drei Wochen ſtehend, wann kommt Hiller, und ich habe Deinen Entſchluß, nicht viel auszugehen, ſchon oft vorſchützen müſſen, damit ſie Dich nicht zu ſehr in Beſchlag nehmen. Nun auf Wiederſehen!

Dein Felix.

Am Eilwagen, wie die behaglichen Locomotiven jener Zeit hießen, von ihm und David erwartet, wurde mir die freundschaftlichste Aufnahme zu Theil. In den nächstfolgenden Tagen wurde ich den Verwandten und Bekannten vorgestellt und bald war mir zu Muthe, als hätte ich jenem schönen Kreise seit Jahren angehört.

Mendelssohn's Wohnung war frei und freundlich gelegen. Man hatte auf der vorderen Seite die Aussicht auf den leipziger Boulevard, schräg gegenüber auf Schule und Kirche der Thomaner, dem einstigen Wirkungsplatze des großen Johann Sebastian Bach. Die Eintheilung der Räumlichkeiten war ungefähr folgende: ein Vorzimmer, welches den Speisetisch und einige Stühle enthielt, führte rechts nach der geräumigen Wohnstube, an welche sich die Schlafzimmer anreihten — links nach dem Arbeitszimmer des Freundes, in welchem sein Flügel stand. An dieses schloß sich ein großer schöner Salon an, der freilich durch das für mich darin aufgeschlagene Bett nebst Zubehör ein gutes Theil seiner angeborenen Eleganz einbüßte. Hingegen gab ihm ein darin aufgestelltes Instrument wiederum höhere Weihe.

Die Lebensweise war regelmäßig und einfach. Um 8 Uhr etwa nahm man das Frühstück ein, Kaffee mit Weißbrod und Butter. Von letzterer nahm Felix nie — er zupfte nach Schulknabenmanier sein Brod in kleine Stücke, die er in den Kaffee eintauchte, „wie er es von jeher gewohnt". Um 1 Uhr wurde der Tisch aus dem Vorzimmer herbeigeholt, bei welcher Operation zu helfen ich mir nicht leicht nehmen ließ. War Mendelssohn ein Verächter der Butter, so war er es keineswegs eines Bechers guten Weines. Von Zeit zu Zeit mußte ein besonderer Saft vertilgt werden, den

der Wirth mit großem Behagen auf den Tiſch ſetzte und mit eigenthümlichem Wohlgefallen ſchlürfte. Im Allgemeinen wurde übrigens das Diner ziemlich raſch abgemacht. Abends hingegen blieben wir oft durch mehrere Stunden plaudernd, aber nicht rauchend, am Tiſch ſitzen, — wenn wir nicht ans Pianino gingen, welches Frau Mendelsſohn von der Gewandhaus-Direction zum Geſchenk gemacht worden war.

Die erſten Tage, von zu machenden und zu empfangenden Beſuchen angefüllt, gingen raſch vorüber — es mußte nun doch daran gedacht werden, die unterbrochenen Arbeiten wieder aufzunehmen. Eine Aufführung meines Oratoriums war mir in Ausſicht geſtellt — ich hatte aber noch ſehr viel daran zu thun. „Wir müſſen friedlich an demſelben Tiſch zuſammen componiren," ſagte eines Morgens Mendelsſohn, „und heute gleich den erſten Verſuch machen."

Am folgenden Tage war nämlich Liedertafel, worunter man ſich aber keineswegs einen jener vielköpfigen Vereine vorzuſtellen hat, wie ſie in den letzten vierzig Jahren ſich gebildet, um der Liebe zum Vaterlande, zum Weine und zum Weibe unter die Arme zu greifen. Ein Dutzend ſehr muſicaliſcher Männer, welche theilweiſe noch heute die muſicaliſchen Intereſſen Leipzigs aufs eifrigſte vertreten, vereinigten ſich von Zeit zu Zeit und machten dem Namen ihrer Vereinigung alle Ehre, denn ihre Tafel war nicht minder vortrefflich als ihre Lieder*). Mendelsſohn hatte nun den drolligen

*) Einer dieſer Männer, Dr. Petſchke, hat ſehr hübſche Geſänge für Männerchor geſchrieben und veröffentlicht.

Einfall, wir ſollten dasſelbe Gedicht in Muſik ſetzen und die Sänger errathen laſſen, von wem von uns Beiden die eine und die andere Compoſition herrühre. Geſagt, gethan. Einige Bände Lyrik wurden durchforſcht und bald vereinigten wir uns in der Wahl eines Eichendorf'ſchen Gedichtes.

Ich ſehe uns noch einander ſchweigend gegenüber ſitzend, aus demſelben Dintenfaſſe den nöthigen Stoff holend — nur ſelten unterbrach irgend ein luſtiges Wort die Stille — das Clavier wurde nicht berührt. Nach einigen Stunden wurden wir, ungefähr zu gleicher Zeit, fertig und ſpielten uns die Dinger vor. Wir ſchrieben eine Anzahl Stimmen aus, in der Weiſe, daß jeder die Hälfte derſelben von ſeiner, die andere Hälfte von der Compoſition des Andern übernahm. Die Partituren durften nicht mitgenommen und überhaupt unter keiner Bedingung das Geheimniß an die Liedertäfler verrathen werden.

Der Abend kam heran und das Unternehmen gelang vollkommen. Die Stücke wurden vortrefflich vom Blatt geſungen und nur einer der Männer, Dr. Schleinitz, freilich einer der gebildetſten Dilettanten die es gibt, gab ſeine Meinung, es war die richtige, mit voller Ueberzeugung ab. Bei allen Anderen blieb es beim Hin- und Herrathen. Wir lachten und — ſchwiegen.

Später entſchuldigte ſich Mendelsſohn, höchſt unnöthiger Weiſe, bei mir, durch Herausgabe des Liedes*) dem Geheimniß ein Ende gemacht zu haben. In Folge davon gab ich meine Compoſition

*) „Liebe und Wein", Op. 50 Nr. 5.

in eine ſchweizer Sammlung, für welche man gerade etwas von mir verlangt — wie dieſe betitelt, wo ſie erſchienen, habe ich vergeſſen —, aber die Entſtehung des kleinen Stückes blieb mir ſtets eine reizende Erinnerung.

Wenn es indeß leicht geweſen, ein leichtes Lied in Gegenwart des Freundes aufs Papier zu werfen, ſo wollte ſich dies mit ernſterer Arbeit doch nicht machen. Es war mir unmöglich, mich am Clavier frei zu ergehen, in dem Bewußtſein, daß jede Idee (nach Heine's Kutſcher „alles dumme Zeug, was Einem durch den Kopf geht") einen Zuhörer hatte — und was für einen! Auch hatte ich ſpäter Gelegenheit, zu erfahren, daß Mendelsſohn es gleichfalls nicht liebte, in den Zwiegeſprächen mit ſeinem Genius belauſcht zu ſein. Wie wäre es auch anders möglich! Dennoch wurde es mir überaus ſchwer, inmitten des herzlichſten Wohlwollens, welches mich umgab, mit der Erklärung hervorzutreten, daß es, ſo ſchön es auch ſei, doch nicht weiter ſo gehen könne. Nach langen Erörterungen wurde mir ſchließlich zugeſtanden, eine Wohnung in möglichſter Nähe zu beziehen, unter der Bedingung, in derſelben nur zu arbeiten und zu ſchlafen, und zu allgemeiner Genugthuung fand ſich eine ſolche auch nur wenige Schritte entfernt. Dieſelben Zimmer waren es (in Reichel's Garten), welche Mendelsſohn während ſeines Junggeſellenjahres in Leipzig inne gehabt. Ich bezog dieſelben, nachdem ich etwa vierzehn Tage im Hauſe des Freundes geweilt.

Muſik war in dieſer Zeit doch ſchon ziemlich viel gemacht worden. Mendelsſohn hatte gerade ſein großes Trio in D-moll beendigt. Er ließ es mich hören. Gewaltig impreſſionirte mich

das Feuer und Leben, der Fluß, die Meiſterſchaft in einem Wort, die ſich in jedem Tact geltend macht. Doch hatte ich ein kleines Bedenken. Gewiſſe Clavierfiguren, namentlich die auf gebrochenen Accorden beruhenden, erſchienen mir — etwas altmodiſch, um es gerade heraus zu ſagen. Ich hatte mehrere Jahre in Paris mit Liszt, faſt täglich mit Chopin verkehrt und der pianiſtiſche Erfindungsreichthum der neueren Zeit war mir zur Gewohnheit geworden. Als ich Mendelsſohn in dieſem Sinne einige Bemerkungen machte, einige Abänderungen vorſchlug, wollte er anfänglich nichts davon wiſſen. „Glaubſt Du, daß die Sache dadurch irgend beſſer werde," ſagte er, „das Stück bleibt was es iſt und ſo mag es auch bleiben wie es iſt." — „Du haſt mir ja oft geſagt und durch die That bewieſen," erwiederte ich, „daß der kleinſte Pinſelſtrich nicht verſchmäht werden dürfe, der zur Vollendung des Ganzen beiträgt. Wenn eine ungewöhnliche Form eines Arpeggio's die Harmonie nicht verbeſſert, ſo verſchlechtert ſie auch nichts — und für den Pianiſten, als ſolchen, wird's intereſſanter." Wir beriethen, probirten am Clavier hin und wieder und ich hatte den kleinen Triumph, Mendelsſohn für meine Anſicht ſchließlich zu gewinnen. Ernſt und gewiſſenhaft, wie er Alles nahm, was er einmal erfaßt, unterzog er ſich der langwierigen, um nicht zu ſagen langweiligen, Arbeit, die ganze Clavierſtimme noch einmal aufzuſchreiben. Als ich ihn eines Tages daran arbeitend fand, ſpielte er mir eine Stelle vor, die er in der Weiſe, wie ich ſie ihm am Clavier vorgeſchlagen, aufgenommen. „Die ſoll zur Erinnerung an Dich bleiben," rief er aus. Und als er ſpäter das Werk in einer Kammermuſik mit ſeinem unvergleichlichen Feuer geſpielt und das

Publicum damit hingeriſſen hatte, ſagte er: „Ich habe meinen Spaß an dem Stück; es iſt ordentliche Muſik und die Pianiſten werden es gern ſpielen, weil ſie ſich doch auch damit zeigen können.“ Und ſo geſchah's.

Von jener faſt ängſtlichen Gewiſſenhaftigkeit Mendelsſohn's in Bezug auf die möglichſte Vollendung ſeiner Tondichtungen hatte ich im Laufe des Winters eine eigenthümliche Probe. Eines Abends trat ich in ſein Zimmer und fand ihn, das Geſicht geröthet, in einer ſo fieberhaften Aufregung, daß ich erſchrak. „Was iſt Dir?“ rief ich aus. „Da ſitze ich ſeit vier Stunden,“ ſagte er, „um ein paar Tacte in einem Liede zu verbeſſern (es war eines für Männerchor) und bekomme es nicht zu Stande.“ Er hatte zwanzig Verſionen, von welchen die meiſten den Meiſten recht geweſen wären. „Was Dir heute in vier Stunden nicht gelang, wird Dir morgen in eben ſo viel Minuten gelingen,“ ſagte ich. Er beruhigte ſich allmählich und wir verwickelten uns in Geſpräche, die mich bis zu ſpäter Stunde bei ihm hielten. Am anderen Tage trat er mir ungewöhnlich heiter entgegen. „Ich war geſtern Abend, als Du fortgegangen,“ ſagte er, „ſo aufgeregt, daß an Schlafen nicht zu denken war. Schließlich componirte ich noch ein kleines Jägerlied, das ich Dir doch gleich vorſpielen muß.“ Er ſetzte ſich ans Clavier und ich hörte das Lied, das ſeitdem Hunderttauſende entzückt hat, das Eichendorf'ſche „Sei gegrüßt du ſchöner Wald!“ Ich begrüßte es mit freudiger Ueberraſchung.

Das muſicaliſche Leben in Leipzig, ſeit lange und bis heute ein ſehr reges, hatte natürlich durch die Perſönlichkeit und Thätigkeit Mendelsſohn's einen außerordentlichen Aufſchwung genommen.

Sein eminentes Dirigententalent kam vor Allem den Aufführungen der Orchesterwerke zu Statten. Mochten dieselben auch vor seiner Zeit unter Vorgeigung tüchtiger Concertmeister recht frisch und flott gegangen sein, — von einem so tiefen Erfassen und künstlerischen Ausfeilen unserer symphonischen Meisterwerke war keine Rede gewesen. Es war ein wackeres Orchester, welches er vorgefunden. — Außerordentlich war aber in demselben nur das Talent Ferdinand David's, der, dem Führer mit ganzer Seele folgend, das Quartett mit sich fortriß. Nachdem ich durch eine Reihe von Jahren die (fälschlich sogenannten)*) Conservatoriums-Concerte in Paris besucht, mußte mir anfänglich der große Abstand von diesen, wie er namentlich in den Leistungen der Bläser und in der Klangwirkung der Massen hervortrat, auffallen. Auch war zu jener Zeit die Musikschule noch nicht gegründet, aus welcher in der Folge durch die jugendlichen Schüler David's dem Gewandhaus-Orchester so wesentliche und glänzende Verstärkung erwuchs. Aber der Geist und das Leben, welche, von Mendelssohn ausgehend, das Orchester durchdrangen, seine vollständige Hingabe an die Sache, seine Freude an glücklich Gelungenem, welche sich in seinen ausdrucksvollen Zügen malte und auch auf das Publicum elektrisch wirkten, ließen die kleinen Mängel einzelner Leistungen gänzlich in den Hintergrund treten. Wenn ich von dem Einflusse des genialen Leiters auf die Zuhörer spreche, so muß man nicht glauben, daß derselbe die Aufmerksamkeit der

*) Das Institut heißt: Société des concerts und ist zusammengesetzt aus den besten in Paris lebenden Tonkünstlern. Das Conservatorium, als solches, liefert dazu nur den Saal und den Sopran und Alt bei Chor-Aufführungen.

Letzteren auf sein Gebahren am Dirigentenpulte irgendwie herausgefordert. Seine Bewegungen waren kurz, bestimmt; meistentheils, da er mit der rechten Seite dem Orchester zustand, kaum sichtbar. Ein dem Concertmeister zugeworfener Blick, ein kleiner Wink nach der einen oder anderen Seite genügten. Es war die Theilnahme an der Sache, die an der Theilnahme erstarkte, welche ihr ein so außerordentlicher Mensch entgegentrug.

Symphonieen und Ouverturen bildeten damals, wie noch heutigen Tages, den hervorragendsten Theil der leipziger Concert-Programme. Man weiß, mit welcher Bereitwilligkeit Mendelssohn allen Componisten entgegen kam, deren Werke es irgend verdienten. So kamen denn auch in jenem Winter (ich spreche eigentlich nur von der zweiten Hälfte desselben) gar mancherlei Novitäten zur Aufführung. Kalliwoda dirigirte eine seiner Symphonieen (in H-moll), die sich einer sehr guten Aufnahme zu erfreuen hatte. In Gegenwart des Componisten, welcher sich damals noch sehr bescheiden als Dilettant vorstellte, gab man die Jagd-Symphonie von Kittl, welche auch in Paris einen heiteren Erfolg gehabt hatte — wie auch eine vom Componisten des Weltgerichts, dem alten Dessauer, wie Friedrich Schneider oft genannt wurde. Die geniale C-dur-Symphonie von Franz Schubert machte einen so mächtigen Eindruck, daß man sie ein zweites Mal aufs Programm setzte. Aber man hatte sie kaum begonnen, als das Publicum, durch einen blinden Feuerlärm aufgescheucht, entfloh. So wurde sie denn am Schlusse des letzten Concertes mit großem Feuer aber ohne Lärm gegeben. Auch hörte ich, zum ersten und letzten Mal in meinem Leben, eine Symphonie vom Abt Vogler. Von Ouverturen ist die Rietz'sche

in A-dur um ſo mehr zu nennen, als ſie eines der bekannteſten Werke des Componiſten geworden. Ich war gerade bei Mendelsſohn, als er die Partitur derſelben empfing. Er kannte die vortreffliche Compoſition von Düſſeldorf her und freute ſich außerordentlich der gelungenen Verbeſſerungen, welche, wahrſcheinlich auf ſeinen Rath, darin gemacht worden waren. Nach wenigen Tagen hatte er einen Verleger dafür gefunden und jubelte förmlich, dies Rietz in ſeine düſſeldorfer muſicaliſche Einſamkeit melden zu können. In einem der erſten Concerte, denen ich beiwohnte, kam es zu einer halb improviſirten Aufführung ſämmtlicher Leonoren-Fidelio-Ouverturen. Die erſte und die zweite waren angeſetzt; letztere, noch nicht geſtochen, wurde zum erſten Mal gegeben. Sie enthuſiasmirte und wurde da capo verlangt, Mendelsſohn aber ließ die dritte, große, bekannteſte auflegen, und als im Verlauf des Concerts ein Inſtrumental-Solo ausfiel, gab er auch noch die vierte, die Ouverture zu Fidelio. Der an ſich ſo außerordentlich intereſſanten Zuſammenſtellung dieſer vier Meiſterwerke gab es einen erhöhten Reiz, daß ſie nicht vorbereitet war.

Von Chorwerken muß ich vor Allem des prachtvollen Pſalms „Als Israel aus Aegypten zog“ gedenken, deſſen erſte Aufführung am Neujahrstage 1840 Statt hatte. Die erſten Sätze desſelben gehören gewiß zum Erhabenſten, was Mendelsſohn geſchaffen und werden ſich ſtets neben dem Bedeutendſten, was unſere Kunſt aufzuweiſen hat, bewähren. Wenn nun auch die Neuheit und die Gegenwart des ſo jugendlichen und großen Meiſters das Werk nicht beſſer machten, ſo erhöhten ſie doch den Eindruck, und es braucht nicht geſagt zu werden, daß die Aufnahme eine enthuſiaſtiſche war.

Auch die Aufführung eines trefflichen Finale aus Cherubini's Abenceragen ist mir lebhaft in Erinnerung geblieben. Mendelssohn hatte sich große Mühe gegeben, es von der berliner Opern-Intendanz zu erhalten.

Der Sologesang war in einer größeren Anzahl von Concerten durch eine allerliebste junge Belgierin, Frl. Elise Meerti, und durch die später rühmlichst bekannte Sophie Schloß vertreten. Allerlei Cavatinen aus unbekannten italienischen Opern (welche das Publicum, wie natürlich, sehr goutirte) mußten für den Gewandhaussaal instrumentirt werden, was zu unserem größten Gaudium ein sehr gewandter Copist so gut zu Stande brachte, daß es nur einer geringen Durchsicht Mendelssohn's bedurfte, um sie zur Aufführung zu bringen. Wir hatten dann oft unsere geheime Freude an gewissen etwas kecken Orchester-Effecten, welche der arme Instrumentator, à 5 Groschen den Bogen, mit Glück gewagt hatte.

Der Instrumental-Soli waren unendliche, theilweise vortreffliche. Mendelssohn spielte zum erstenmal sein D-moll-Concert, David und Ernst, auch der jetzige berliner Capellmeister Eckert und Kalliwoda und manche Andere vertraten die Geige. Eines Clavier-Vortrages muß ich gedenken, weil oder trotzdem ich dabei betheiligt. Wir, Felix und ich, spielten das Es-dur-Concert für zwei Flügel von Mozart zusammen und hatten die Cadenz des ersten Satzes folgender Maßen vorbereitet. Ich sollte zu improvisiren anfangen und auf irgend einem Septimenaccord eine Fermate machen — von dieser aus sollte Mendelssohn fortfahren und auf einem Accorde, der gleichfalls bestimmt war, innehalten — für den Schluß endlich

hatte er ein paar Seiten geſchrieben, in welchen die beiden Inſtrumente ſich ablöſend und vereinigend zuſammenwirkten bis zum Eintritt des Tutti. Die Sache gelang vollkommen und die Zuhörer, die zum größten Theil den Zuſammenhang ſich nicht erklären konnten, zollten enthuſiaſtiſchen Beifall. Auch Moſcheles' Hommage à Händel, den wir im Concerte der Fräulein Meerti vorgetragen hatten, mußten wir im Gewandhaus-Concerte wiederholen.

Außerdem gab es Vorträge auf dem Violoncell, der Clarinette, dem Waldhorn, dem Fagott, der Poſaune, ja, ſogar auf der Glasharmonica. Das Publicum war in dergleichen damals viel toleranter, als jetzt, wo Pianoforte und Violine, allenfalls Violoncell faſt ausſchließlich den Concertſaal beherrſchen. Zum Beſten der Programme allerdings — nicht zum Beſten der Vervollkommnung unſerer Orcheſter, da den Blas-Inſtrumentiſten die Gelegenheit, etwas Extra-Ehre und Extra-Geld zu gewinnen, gänzlich entzogen wird. So iſt es denn auch gekommen, daß unſer vielgerühmter Fortſchritt in der executiven Muſik nur in Beziehung auf die Saiten-Inſtrumente wahr zu nennen iſt. Und bei der Bevorzugung, die das Blech in neuerer Muſik genießt, dürfte die Aufführung unſerer Meiſterwerke mit der Zeit immer ſchwieriger werden. Doch ich verirre mich und muß nach Leipzig zurückkehren.

Die Quartett-Abende, welche Ferd. David während der vorhergehenden Jahre eingerichtet hatte, erhielten in dieſem Winter ein erhöhtes Intereſſe durch die Mitwirkung Mendelsſohn's, welcher ſehr oft darin ſpielte. Er trug Mozart'ſche, Beethoven'ſche Compoſitionen unvergleichlich ſchön vor; wir ſpielten auch Einiges vierhändig und machten namentlich mit den Mozart'ſchen Variatio-

nen in G-dur großen Effect — am lebhafteſten aber iſt mir Mendelsſohn's Vortrag der chromatiſchen Phantaſie von Bach in der Erinnerung geblieben — es war hinreißend. Er mußte nochmals ans Clavier und phantaſirte, indem er ein Bach'ſches Motiv mit ſeinem erſten bekannteſten Lied ohne Worte aufs geiſtreichſte verwebte — das Sonſt und das Jetzt zu einem ſchwer zu benennenden Neuen verbindend. David war nicht minder vielſeitig in ſeinen Leiſtungen in ſeiner Weiſe — neben den Heroen des Quartetts gab er Spohr, Onslow, Mendelsſohn und den damals als Quartett-Componiſten noch gänzlich neuen Schubert zum Beſten. Ganz beſonders muß ich aber hervorheben, daß er zuerſt in jenem Winter die ſeitdem ſo viel geſpielte Ciaconne von Bach in die Oeffentlichkeit brachte. Mendelsſohn begleitete frei am Clavier — es war ein großer Erfolg. Ein apartes Plaiſir machte es den Leuten, als eines Abends (man führte das Spohr'ſche Doppelquartett und Mendelsſohn's Octett auf) Mendelsſohn und Kalliwoda als Bratſchiſten mitwirkten. Erſterer nahm das ganze Jahr kein Streich-Inſtrument in die Hand — wenn's aber ſein mußte, ſo konnte er's, wie ſo unendlich viele andere Dinge.

Daß in jenem Winter der jugendliche Verhülſt, der einiger Maßen Schüler von Mendelsſohn war, ſich als Leiter der Euterpe-Concerte die erſten Sporen verdiente, muß ich der vielen Freunde des trefflichen Künſtlers wegen erwähnen. Er führte mehrere vielverſprechende größere Chorſtücke von ſeiner Compoſition auf.

Auch durch einige der glänzendſten Erſcheinungen aus der Virtuoſenwelt zeichnete ſich jener Winter aus. Zuerſt war es der liebenswürdige Geiger Ernſt, welcher, damals auf der Höhe ſeines

Talentes ſtehend, alle Welt entzückte. Mendelsſohn liebte ihn ſehr. Faſt mit Rührung erzählte mir einſtmals Ernſt, daß zur Zeit ſeiner Concerte im Königsſtädter Theater in Berlin, ihm eines Morgens in Gegenwart Mendelsſohn's ſehr zugeſetzt wurde, ſeine Elegie, ich weiß nicht zum wievielſten Male, wieder aufs Programm zu ſetzen. Mendelsſohn redete auch zu. „Ich will es thun," ſagte Ernſt ſcherzend, „wenn Sie die Clavierbegleitung übernehmen wollen." Und Mendelsſohn erſchien Abends auf der Königsſtädter Bühne, begleitete die Elegie und verſchwand. Mit David verband Ernſt nicht allein die geliebte Geige, ſondern auch das geliebte Whiſt. So tief in die Nacht hinein haben Beide, wie ich ſicherlich glaube, nie Violine als Whiſt geſpielt. Es war aber ſehr harmlos und gute und ſchlechte Witze ſpielten eine mindeſtens eben ſo große Rolle als die Karten.

Gegen das Frühjahr zu kam denn auch Liszt von ſeinen Wiener und Prager Triumphen nach Leipzig und revolutionirte die ruhige Stadt. Man erinnert ſich, daß er ſchon in Paris Mendelsſohn zur höchſten Bewunderung hingeriſſen. Als er in ſeinem erſten Concert, aufs elegante ſte gekleidet, ſchmal und ſchlank wie eine Tigerkatze an der Rampe des Orcheſters ſich hinwindend ans Clavier ſchlich, ſagte Mendelsſohn zu mir: „Das iſt doch eine neue Erſcheinung, der echte Virtuoſe des 19. Jahrhunderts." Welch einen Eindruck Liszt's Spiel machte, brauche ich nicht zu beſchreiben. Als er den Schubart'ſchen Erlkönig ſpielte, ſtieg das halbe Publicum auf die Stühle. Die Lucia-Fantaſie verdrehte den Leuten die Köpfe. Mit einigen anderen Stücken glückte es ihm jedoch weniger. So mit Mendelsſohn's D-moll-Concert, das gerade

erſchienen war, und welches er weder vom Blatte las noch etwas gründlicher zu ſtudiren Zeit gefunden hatte. Man fand, daß der Componiſt es beſſer ſpiele. Auch daß er einen Theil der Paſtoral-Symphonie in dem Saale vortrug, in welchem man ſie ſo oft in ihrer orcheſtralen Vielſtimmigkeit gehört, wollte nicht behagen. In einem Vorwort zu ſeiner Uebertragung der Beethoven'ſchen Symphonieen ſpricht Liszt das kühne Wort gelaſſen aus, auf dem heutigen Pianoforte ſei alles wiederzugeben. Als Mendelsſohn dies las, ſagte er: „ich möchte nur die erſten acht Tacte der Mozart'ſchen G-moll-Symphonie mit der leichten Bratſchenfigur auf dem Clavier hören, wie ſie im Orcheſter klingen, — dann würd' ich's glauben."

Daß man Liszt möglichſt feierte, verſteht ſich von ſelbſt. Mendelsſohn veranſtaltete eine große Soirée im Saale des Gewandhauſes, zu welcher wohl an zweihundert Perſonen eingeladen waren. Es war halb rout, halb Concert; Liszt ſpielte viel und war äußerſt liebenswürdig. An einer Aufführung des Bach'ſchen Concertes für drei Claviere hatte auch ich die Ehre mich zu betheiligen. Meinerſeits gab ich Liszt ein ziemlich ſolennes Diner im erſten Stocke eines faſhionablen Kellers, bei welchem die Spitzen der Behörden (der muſicaliſchen, verſteht ſich) verſammelt waren. Als wir von unſeren ſocialen Heldenthaten ſpäter plauderten, amuſirte es Mendelsſohn königlich, daß meine halb verborgene und wenige Leute umfaſſende Fête mich viel mehr gekoſtet hatte, als ihn ſeine großartige Demonſtration. Sein Lachen bei dergleichen hatte etwas Kindlich-naiv-gutmüthiges und er war eigentlich nie gemüthlicher, als wenn er ein wenig ſpotten konnte.

Im letzten Gewandhaus-Concerte dirigirte ich die erste Aufführung meines Oratoriums „die Zerstörung Jerusalems". Ich hatte Mendelssohn im vergangenen Sommer eine sehr ausgeführte Skizze des Werkes geschickt und er nahm sogleich den wärmsten Antheil daran, wie es denn offenbar seinem Einflusse zu verdanken war, daß ein Oratorium, dessen Partitur noch nicht einmal geschrieben, von der Concert-Direction zur Aufführung bestimmt worden. Auch in der Zusammenstellung des Textes war sowohl ihm als mir selbst Vieles noch nicht recht. Er nahm das Buch mit nach Hause und überraschte mich aufs freundlichste am Weihnachtsabend mit einer sehr saubern vollständigen Reinschrift desselben. Von welchem Nutzen mir seine strengen kritischen Bemerkungen für meine Composition waren, brauche ich nicht auseinander zu setzen. Als ich ihm eines Tages dankte, meinte er: „ich zeige Dir nur, was Du in einigen Monaten selbst gesehen haben würdest." Das Oratorium fand eine sehr warme Aufnahme — die größte Freude war mir aber die vollständige Zustimmung Mendelssohn's. Er hatte sich mit seiner Cécile mitten in den Zuhörerraum gesetzt und erzählte mir, wie er sich nicht allein an meiner Musik, sondern auch an dem richtigen Urtheil seiner Frau erfreut habe, die stets das Beste zu bezeichnen gewußt. Auch gestand er dem Werke eine sehr eigenthümliche Farbe zu, was ich hier nur erwähne, weil man es zuweilen als die Nachahmung des sechs Jahre später vollendeten Elias bezeichnet hat.

Mendelssohn veröffentlichte im Laufe jenes Winters mehrere größere und kleinere Werke (worunter das D-moll-Trio). Er feilte daran bis zum letzten Momente und manche Platte mußte gänzlich

umgeſtochen werden. Auch entſtand mancherlei Neues. Am meiſten beſchäftigte ihn wohl ſein „Lobgeſang,“ welchen er für die Säcularfeier zur Erfindung der Buchdruckerkunſt (im Juni 1840) zu componiren verſprochen. Wann und wie er eigentlich inmitten ſo vielfach zerſtreuender Verhältniſſe arbeitete, würde ſchwer zu begreifen ſein, wenn ihm nicht ein wunderbarer geiſtiger — Gleichmuth möchte ich es nennen, inne gewohnt. Im Allgemeinen war er ſtets Herr ſeiner Kräfte, womit nicht geſagt werden ſoll, daß er zu jeder Stunde hätte componiren können oder mögen — aber daß er es oft dann that, wenn man es am wenigſten vermuthete, iſt ſicher. „Wenn ich in's Atelier eines Malers trete,“ ſagte er einſt zu mir, „dann überfällt mich leicht ein gewiſſer Neid. Es iſt doch gar zu hübſch, ſo den ganzen Tag in aller Ruhe ſeinen Arbeiten leben zu können. Aber die Unabhängigkeit in unſerer Zeitanwendung hat doch auch einen großen Reiz.“ Von dieſer Unabhängigkeit machte er den weiteſten Gebrauch, und er wird nicht leicht zwei Tage hinter einander ſeine Stunden in gleicher Weiſe verwendet haben. Eines Mittags fand ich ihn ſehr heiter. „Heute hab' ich den Vormittag vortrefflich zugebracht,“ ſagte er, „ich habe viel Clavier geſpielt, Muſik von allen möglichen Leuten, auch von Dir und dann habe ich componirt und geſchrieben. Und ſo will ich's jetzt alle Tage halten!“ Schwerlich kam es ein zweites Mal dazu. Am meiſten Zeit koſtete ihn eigentlich ſeine Correſpondenz. Er muß fabelhaft viele Briefe geſchrieben haben. Er hatte ſeine Freude daran, von ſo vielen Seiten in Anſpruch genommen zu werden und klagte nie hierüber. Wie er Alles aufs ſorgſamſte, bis ins Kleinſte hinein, zu vollenden trachtete, ſo auch hier. Ich hatte

jedesmal meine Freude daran, wenn ich ihn einen Brief auf das Genaueſte falten und mit Behagen verſiegeln ſah. Durfte er doch auch ſtets überzeugt ſein, Freude damit zu ſpenden. Auch machte ihn eine bevorſtehende Thätigkeit nie unfähig, ſich bis zum letzten Moment einer anderen hinzugeben. Wie oft kam ich nicht, um ihn zu einem Concerte abzuholen, in welchem er zu ſpielen und zu dirigiren hatte und fand ihn, in full dress, ruhig am Schreibtiſch ſitzend. Er fühlte ſich eben in ſeinen Leiſtungen gänzlich ſicher.

„Wie würdeſt Du dieſe Worte überſetzen?“ ſo empfing er mich eines Abends und las mir eine Zeile aus einem Sonett von Dante vor. Sein Oheim, Joſeph Mendelsſohn (der älteſte Sohn des Philoſophen, welcher ihm ſeine „Morgenſtunden“ gewidmet), ein höchſt begabter, bis in ſein ſpäteſtes Alter an Bereicherung ſeiner Bildung arbeitender Mann, hatte ihm mehrere Dante'ſche Sonette aus der vita nuova zugeſchickt, mit der Bitte, er möge ſie ihm in der Form des Originals überſetzen. Mit wahrem Feuereifer machte ſich der Neffe an die Arbeit, die mir wenigſtens durchaus gelungen ſchien. Aber ſie ſollte ihm mehr Verdrießlichkeit als Freude bringen, denn mit oheimlicher Rückſichtsloſigkeit hatte der alte Herr ſich inzwiſchen einer anderen Verſion bedient (zu irgend einem Eſſay, wenn ich mich recht erinnere), und Felix erhielt nicht einmal einige Worte des Dankes, worüber er ſich ſehr beklagte. Bei dieſer Gelegenheit muß ich die Vermuthung ausſprechen, daß Mendelsſohn eine nicht geringe Anzahl lyriſcher Gedichte verfaßt, obſchon ich nicht wüßte, daß er ſeinen Freunden davon Mittheilung gemacht. Iſt es an dem, ſo darf man wohl hoffen, daß eine ſpätere Zeit ſie ans Tageslicht bringen werde. Unbedeutend können ſie nicht ſein.

Eine andere halb ſchriftſtelleriſche Arbeit, mit welcher ich den Freund eine Zeit lang beſchäftigt fand, war eine Eingabe an den König von Sachſen. Dem König war von einem leipziger Herrn eine Summe von 20,000 Thalern vermacht worden, mit der Bitte, dieſelbe einem künſtleriſchen Zwecke zu widmen. In Uebereinſtimmung mit dem damaligen Kreisdirector (jetzigen Miniſter), von Falkenſtein, entwarf Mendelsſohn den Plan zur Organiſation eines Conſervatoriums, welchem er das Erſuchen beifügte, der König möge jenes Capital der zu errichtenden Anſtalt zum Geſchenk machen. Man weiß, daß im Jahre 1843 das leipziger Conſervatorium eröffnet wurde, daß Mendelsſohn mit Enthuſiasmus an demſelben wirkte, und wie ſehr dieſe Schule zur Förderung des muſicaliſchen Lebens in Leipzig beigetragen. Die Berufung Hauptmann's und ſpäterhin Moſcheles' an dasſelbe waren ebenfalls Mendelsſohn's Werk.

Eines Abends traf ich unſern glücklichen Felix in die Bibel vertieft. „Höre zu," ſagte er. Und er las mir mit leiſer, bewegter Stimme die Stelle vor aus dem erſten Buch der Könige, die mit den Worten beginnt: „Und ſiehe, der Herr ging vorüber." „Wäre das nicht herrlich für ein Oratorium?" rief er aus — es war ein künftiges Stück des Elias.

Inmitten ſo vielfacher Arbeiten, geſelliger Vereinigungen, denen er ſich gern hingab und ſie durch ſein Talent und ſein anregendes Geſpräch verſchönerte, kamen doch auch Tage der Abſpannung, ja, der Verſtimmtheit. Wohlthuend war ihm dann der Beſuch der Freunde, unter welchen Concertmeiſter David und Dr. Schleinitz in erſter Reihe ſtanden. Zuweilen zerſtreute er ſich durch Anfertigung eines hübſchen Aquarells — oder er nahm eine Goethe'ſche Dichtung,

z. B. Hermann und Dorothea oder Iphigenie, vor. Ersteres Gedicht war ihm besonders ans Herz gewachsen und ihn entzückte das tiefe Gemüth, welches in diesem wunderbaren Werke das Unscheinbarste durchdringt. „Wenn es heißt: „„Und es lobte darauf der Apotheker den Knaster,““ könnten einem die Thränen ins Auge kommen,“ sagte er eines Tages. Auch Jean Paul wurde zuweilen hervorgeholt, an dessen humoristischen Sachen er sich ungemein erfreuen konnte, wie er mir denn einmal mindestens eine Stunde lang aus dem Siebenkäs vorlas. Am besten wirkte aber der Schlaf. So fand ich ihn einige Mal vor Tische vollständig angekleidet auf dem Sopha liegen — er hatte mehrere Stunden geschlafen und setzte sich mit sehr gutem Appetit zu Tische. Eine Viertelstunde nachher sagte er mit dem Tone eines verhätschelten Kindes: „ich bin aber noch sehr müde!“ legte sich wieder hin, fand es köstlich, sich auszustrecken und war nach wenigen Minuten wieder eingeschlummert. „Das kann er zwei Tage so forttreiben,“ sagte Cécile zu mir, „dann ist er aber wieder frischer als je.“ Die Natur gab ihm das beste Heilmittel an die Hand — aber es sollte leider nicht lange genug vorhalten.

Zu seinem Geburtstage hatten wir ihm einen Scherz vorbereitet, der ihn sehr ergötzte. Die erste Veranlassung dazu gab meine Landsmannschaft, wenn man es so nennen mag, mit seiner Gattin und deren Schwester — wir nannten die freie Stadt Frankfurt unsere gemeinschaftliche Vaterstadt. So schrieb ich denn ein kleines Stück oder vielmehr ein paar Scenen im frankfurter Dialect, mir selbst die Rolle des typisch gewordenen Hampelmanns bestimmend. Frau Mendelssohn mußte meine Frau und ihre

Schweſter meine Tochter darſtellen. Der ziemlich inhaltloſe Inhalt war folgender: in der erſten Scene zeigt ſich Fräulein Hampelmann als leidenſchaftliche Muſikfreundin und wird von ihrer Mutter im Begehren unterſtützt, beim berühmten Mendelsſohn in Leipzig Clavier-Unterricht zu nehmen. Nach mannigfachem Hin- und Herreden wird der Papa breit geſchlagen und die Familie bereitet ſich zur Abreiſe vor. In der zweiten befand man ſich in Mendelsſohn's Studirzimmer — Concertmeiſter David ſtellte ihn ſelbſt mit unvergleichlichem Humor dar. Sein Coſtume war um ſo treuer, als es wirklich der Rock war, den Mendelsſohn zu Hauſe trug, und er wußte in Bewegung und Sprache den Freund auf allerliebſte Weiſe zu carrikiren. Bei ihm ſtellt ſich nun die Familie Hampelmamm ein und wird ſehr artig empfangen. Nach längerem Geplauder mußte Fräulein Hampelmann etwas vortragen, auch Mendelsſohn läßt ſich zu fantaſiren herbei (was David auf die drolligſte Weiſe, freilich mehr mit Mendelsſohn'ſchen Bewegungen als Gedanken, wiedergab) — ſchließlich wird die gutmüthige, wenig äſthetiſch gebildete Familie in verbindlichſter Weiſe wieder nach Hauſe geſchickt. Ich hatte den Hampelmänninnen in ihrer muſicaliſchen Bornirtheit allerhand kleine Bosheiten in den Mund gelegt, die eben ſo freundlich aufgenommen wurden, als ſie harmlos gemeint waren.

Als das geſellige Leben etwas ſtiller geworden war und wir oft die Abende zu Hauſe zubrachten, ſchlug Mendelsſohn vor, zu Gedichten zu fantaſiren. Wir laſen und ſpielten abwechſelnd, indem Jeder dem Andern als Declamator diente, und fanden viele Freude und Anregung in dieſer Uebung. Der Himmel weiß, wie

viele Schiller'ſche, Goethe'ſche, Uhland'ſche Gedichte uns zu muſicaliſcher Illuſtration herhalten mußten. Nach irgend einer meiner Fantaſieen ſagte Mendelsſohn zu mir: „ich begreife nicht, wie Du je an Deiner muſicaliſchen Begabung einen Augenblick zweifeln kannſt," ein Wort, welches mir in trüben Stunden oft wieder tröſtlich ans Ohr klang. Während meines ſpäteren Aufenthaltes in Dresden hatte ich durch mein freundſchaftliches Verhältniß zu Eduard Devrient (vielleicht dem erſten, ſicherlich dem muſicaliſchſten Declamator) Gelegenheit, jene Uebung fortzuſetzen. Wir machten damit den Perſonen unſeres Kreiſes viele Freude, und als eine anregende geſellige Unterhaltung habe ich oft mit Dem und Jenem bis heutigen Tages jenes muſicaliſch-poetiſche Spiel fortgeſetzt, welches mir jedesmal die ſchönen Stunden vor's Auge zaubert, in welchen ich es zuerſt geübt.

Viele, oft recht ernſte Geſpräche, führten wir in jenem Winter und ich habe ſehr zu bedauern, mir ſo manche Aeußerungen des Freundes nicht notirt zu haben. Aber ſo lange man im Ueberfluſſe lebt, denkt man nicht leicht ans Zurücklegen. Eines und das Andere, was mir gerade erinnerlich, mag hier ſeine Stelle finden.

Nach der Aufführung einer gar proſaiſchen Symphonie, die auch ſehr kühl aufgenommen worden war, ſagte er zu mir: „Den Philiſter hätten wir jetzt glücklich überwunden, ob aber von der entgegengeſetzten Seite unſerer Kunſt nicht viel mehr Unheil droht, das müſſen wir abwarten." Als ich einſt von dem Glücke ſprach, das in der Ueberzeugung liege, ſich ſo manche Menſchen geneigt zu wiſſen, die man ſehr hoch halte, ging er mit überfließender Wärme hierauf ein und ſagte: „Es iſt ſicherlich das Beſte,

was man hat. Wenn ich zuweilen ſo recht unzufrieden mit mir bin, denke ich an Dieſe und Jene, die mir freundſchaftlich zugethan ſind und ſage mir, es muß doch ſo ſchlimm nicht mit dir ſtehen, wenn ſolche Männer dich lieben.“ Da eines Tages von ſeinen Anhängern und Gegnern die Rede war, meinte er, er begreife vollkommen, daß gewiſſe Künſtler und Kunſtfreunde, die einer ſtrengen Richtung angehörten, ihn als einen halb Abtrünnigen betrachteten, denn ſo manche derjenigen ſeiner Compoſitionen, die den meiſten Beifall fänden, müßte ihnen, im Vergleich zu früheren, frivol vorkommen, und ſie könnten ſagen, er habe ſeinen beſſeren Stil verlaſſen. So tief ernſt ſein Inneres war, ſo unangenehm berührte es ihn, wenn man ernſten Dingen ein übermäßig pathetiſches Gewand umhing. „Heute Morgen habe ich den Beſuch eines belgiſchen Schriftſtellers gehabt,“ erzählte er mir ein paar Stunden ſpäter, „der Mann hat eine wahrhaft ſtaunenswerthe Beredſamkeit und er ſagte auch ganz gute Dinge. Als er aber weggegangen war und ich recapitulirte, was er alles vorgebracht, da fand ich, daß das alles in der allereinfachſten Weiſe viel beſſer hätte ausgedrückt werden können — warum nun ſo große Worte machen? Warum ſo tief erſcheinen wollen?“ Dieſe Schlichtheit, die er in ſeinen Compoſitionen ſtets bethätigt, iſt es, was ſie ſo manchen Menſchen, die Schwulſt bis zum Unſinn als Tiefe betrachten, flach erſcheinen läßt. Die Flachheit iſt aber nicht in Mendelsſohn's Werken zu finden, ſondern in denen, welche zu flach ſind, um das Einfach-ſchöne aufzufaſſen. Eines Mittags ſprachen wir von Beaumarchais' Luſtſpielen, die er ſehr bewunderte. „Beaumarchais muß man eigentlich haben,“ rief er aus. Ich ließ das

Bändchen für ihn kommen und ſchrieb hinein: „Beaumarchais muß man eigentlich haben. (Mendelsſohn's Tiſchgeſpräche.)“

Eine Eigenthümlichkeit von ihm war es, wie ich ſchon früher erwähnt, mitten in ruhigem Geplauder zu etwas ſehr Drolligem oder ſehr Ernſtem zu ſpringen. Wir ſchlenderten eines Nachmittags durch die Promenaden, als er ſich plötzlich mit der Frage an mich wendete: „Glaubſt Du an den Fortſchritt der Menſchheit?“ „Wie, in welcher Beziehung?“ ſagte ich etwas überraſcht. „Nun,“ meinte er, „ich ſpreche nicht von Maſchinen und Eiſenbahnen und allem dergleichen, ich frage, ob Du glaubſt, daß die Menſchen mit der Zeit beſſer, bedeutender werden?“ Ich weiß nicht mehr, zu welchem Reſultate wir an jenem Tage gelangten.

Wie ihn etwas gelehrt worden ſei, ſpielte eine große Rolle in ſeinen Erklärungen über Dinge, die er that oder ließ. In ſeinen Chorpartituren wendete er den C-Schlüſſel an, aber in der Weiſe, daß auch der Alt im Sopranſchlüſſel ſtand. Mich genirte das und ich warf ihm einſtmals die Inconſequenz vor, die darin liege. „Du haſt eigentlich vollkommen Recht,“ antwortete er, „aber es iſt nicht meine Schuld. Zelter hielt es ſo und ich habe mich von früheſter Zeit her daran gewöhnt.“ Seine ſehr hübſche Notenſchrift wollte er ſeinem Jugendfreunde, dem jung verſtorbenen Geiger Rietz (älterem Bruder des Capellmeiſters) verdanken. Von dem Unterricht, den er bei Zelter genoſſen, erzählte er zuweilen, — wie derſelbe, meiſtens peripathetiſch, in dem Garten hinter ſeines Vaters Hauſe Statt gehabt. Was er weiter davon ſagte, beſtätigte mir eigentlich die Meinung, die Marx irgendwo ausſpricht: „Zelter hat, als er Mendelsſohn's Lehrer wurde, einen

Fiſch ins Waſſer geſetzt, wo dieſer dann luſtig weiter ſchwamm.“ So ſehr er ſeinen alten Lehrer ehrte, ſo ärgerlich wurde er bei der Erinnerung an folgende Thatſache. Mehrere Jahre vor Felix' Geburt hatte Mendelsſohn's Vater, der mit Zelter befreundet war, dieſem eine große Anzahl Bach'ſcher Cantaten in der Original-Handſchrift geſchenkt. Während Mendelsſohn's Schülerzeit führte ihn nun Zelter zuweilen vor den Schrank, in welchem dieſe Schätze aufgeſpeichert waren und zeigte ſie ihm. „Da ſtehen ſie,“ ſagte er, „was da alles drinnen ſteckt, was da alles verborgen iſt!!“ — aber nicht einmal die Einſicht in die Werke war dem armen Felix vergönnt, der durſtig vor dem koſtbarſten Getränke ſtand und nicht davon nippen durfte. Jedenfalls wären dieſe Sachen in den Händen Mendelsſohn's beſſer aufgehoben geweſen, als in denen Zelter's.

Irgend ein heiteres Wort durch längere Zeit öfters zu wiederholen und dadurch erſt recht drollig zu machen, war eine Eigenthümlichkeit Mendelsſohn's, wenn ſie auch ſonſt oft genug vorkommen mag. Wie er in früheren Jahren am „alten Drama“ ſeinen Spaß gehabt, ſo begrüßte er mich in jenem Winter wochenlang mit den Worten „Zedekia Heil,“ die einem Chore aus der Zerſtörung Jeruſalems entnommen waren. Oder es war auch eine kleine Stelle aus irgend einem Clavierſtück, die ihm zuſagte und die er mich hören ließ, wenn ich, wie die Franzoſen ſagen, hundert Meilen davon entfernt war.

Eine heitere Erinnerung ſind mir die Spaziergänge, welche wir an kalten klaren Tagen mit David, als Dritten im Bunde, weit hinaus ins Roſenthal machten. In einem der zahlreichen

dortigen Kaffeehäuſer wurde Halt gemacht und Mendelsſohn fröhnte dort ſeiner neueſten, aber wie ich glaube, ſehr vorübergehenden Liebhaberei, Billard zu ſpielen. Ob ihn ſeine univerſelle Begabung auch in dieſer Beſchäftigung nicht verließ, vermag ich um ſo weniger zu ſagen, als ich ſelbſt, trotz jahrelangem Aufenthalte im Lande der Billards, damals noch nicht das Geringſte davon verſtand.

Es dürfte auffallen, daß unſeres trefflichen Schumann's, den Mendelsſohn ſo hoch hielt, noch nicht gedacht worden. Aber er lebte zu jener Zeit noch zurückgezogener als ſonſt und verließ kaum das Zimmer. Seine Zeitung, ſeine Lieder, vor Allem jedoch ſeine künftige Verheirathung mit Clara Wieck nahmen ihn gänzlich in Anſpruch. Seine gefeierte Braut aber kam während jenes Winters nur ſelten nach Leipzig. Einige Jahre ſpäter ſollte mir in Dresden die Freude werden, viel und freundſchaftlich mit dem berühmten Paare zu verkehren.

Man weiß, wie glücklich Mendelsſohn in ſeiner Häuslichkeit war. Seine ſchöne, milde, ſinnige Frau ſtrahlte Anmuth aus über das ganze Hausweſen — ſie erinnerte an Rafael'ſche Madonnenbilder. Das älteſte Kind, der kleine Karl, ergötzte uns durch die erſten Verſuche in der Hand- oder Mundhabung der deutſchen Sprache, liebenswürdige Verwandte der Gattin gingen aus und ein, es war von allen Seiten ein Wetteifer, ſich freundlich und anerkennend zu zeigen, wie er nicht lebhafter gedacht werden kann — eine Periode des Glücks, wie ſie wenigen Sterblichen ſo vollſtändig beſchieden. Nicht wenig lachten wir, als Cécile, aus einem Concerte kommend, während welchem ſie mitten im Gewandhausſaale geſeſſen, erzählte, wie ein paar Frauen in ihrer

nächsten Nähe sich über sie ausgelassen und ihr Schicksal beklagt hätten. „Ihr Mann behandle sie grausam, unmenschlich, barbarisch!“ Es geht nichts über die Theilnahme eines verehrlichen Publicums.

So sehr ich nun mit meiner Arbeit beschäftigt war und so gespannt ich der ersten Aufführung des Oratoriums entgegensah, ich fühlte aufs Lebhafteste und genoß auf das Vollständigste das Glück, welches mir durch Mendelssohn's Zuneigung und Hochachtung zu Theil ward. Und als nun vollends ein von jeder Zuthat reiner Erfolg meine Bemühungen gekrönt, wurden mir die letzten Tage meines Aufenthaltes in Leipzig zu den ungetrübt glücklichsten meines Lebens. Am 2. April 1844 wurde in dem für die Armen bestimmten Gewandhaus-Concerte die Zerstörung Jerusalems zum ersten Male aufgeführt. Chor und Orchester waren vortrefflich; Frau Dr. Livia Frege, deren eben so anmuthige wie tief empfundene Gesangesweise Jedem, der das Glück gehabt, sie zu hören, unvergeßlich bleiben wird, Frl. Sophie Schloß mit ihrer schönen sympathischen Stimme, der geistreiche Tenorist Schmidt und ein musicalisch gebildeter baritonistischer Dilettant hatten die Solopartieen übernommen. Die Zuhörer waren höchlichst begeistert und schon am nächsten Morgen versicherte sich der liebenswürdige Verleger Fr. Kistner des Eigenthums des Werkes — was konnte ich mehr und Besseres verlangen? Dankerfüllt kehrte ich in meine Vaterstadt zurück, die ich so trüben Herzens verlassen hatte und begab mich von dort nach Italien, wo die Braut meiner harrte.

VII.

In Frankfurt am Main.

(September 1842.)

Nachdem ich den ersten Winter nach meiner Verheirathung in Rom zugebracht, kam ich im Sommer 1842 mit der jungen Gattin nach meiner Vaterstadt, von den zahlreichen mir befreundeten Familien, unter welche ich auch diejenigen, welche Mendelssohn durch seine Gattin verwandt waren, zählen durfte, aufs Freundlichste empfangen. Im September kam Felix mit den Seinigen und blieb sechszehn Tage. (Von dieser Epoche an gaben wir Tagebücher, welche zwar in möglichst kurzen Worten, aber ohne Unterbrechung geführt sind, die zuverlässigsten Anhaltspuncte.) Meine Frau hatte ihre schöne Sopranstimme in Italien sorgfältig ausgebildet, ja, sogar während einiger Monate die Bühne mit Glück betreten. Mendelssohn nahm das regste freundlichste Interesse an ihrer musicalischen Begabung, und die kurzen Wochen seines Herbst-Aufenthaltes wurden für uns zu einem musicalischen Frühling. Er brachte halbe Tage bei uns zu, während uns eine fast ununterbrochene Reihe von abendlichen Gesellschaften wieder mit ihm und den Seinigen vereinte. In ein dickes, blau eingebundenes Notenbuch

hatte ich eine beträchtliche Zahl Geſangſtücke verſchiedener Gattung, deutſche und italieniſche Pſalmen, Lieder und Geſänge, die ich für meine Frau componirt, eingeſchrieben — die mußte oder wollte vielmehr Mendelsſohn alle hören und er machte uns keinen Beſuch, ohne mit der Frage nach dem blauen Buch hervorzurücken. Der uns von Rom her befreundete talentreiche Maler Carl Müller, zu jener Zeit (auch jetzt wieder) in Frankfurt, war bereit, uns eine Bleiſtiftzeichnung Mendelsſohn's anzufertigen — es kam nur darauf an, dieſen zum Stillſitzen zu bewegen. Auf die Bitte meiner Frau erklärte er ſich bereit, dem Maler zu Willen zu ſein unter der Bedingung, daß ſie ihm während der Zeit vorſingen müſſe. Sechszehn längere und kürzere Geſangſtücke füllten die Sitzung aus, und das mit ſeiner Unterſchrift und dem Datum des 15. September 42 gezierte Portrait gehört zu unſeren liebſten Beſitzthümern.

Ein paar Tage vor ſeiner Abreiſe ſchrieb er in das Album meiner Frau eine Compoſition des Volksliedes: „Es weiß und räth es doch Keiner, wie mir ſo wohl iſt, ſo wohl," und malte eine Miniaturkarte von Deutſchland darunter, um ihr ihr neues Vaterland recht einzuprägen. Daneben aber humoriſtiſcher Weiſe ein Paar gelbe Glacé-Handſchuhe, als Zeichen ſeines Beſtrebens, der höchſten Eleganz Genüge zu thun. Nach ſeiner Rückkunft in Leipzig ſetzte er ſeine heitere Galanterie fort durch einen italieniſchen Brief, welchen ich an ſeiner Stelle wiedergebe.

Mir ſpielte er vor Allem die Chöre zur Antigone vor. Faſt noch mehr Freude als das ſchöne Werk ſelbſt, welches er im Verlaufe von wenig mehr als vierzehn Tagen geſchaffen hatte, machte ihm die Erinnerung an die Energie mit welcher er die Aufführung

dem zögernden, zweifelnden Tieck gegenüber betrieben und entſchieden hatte, und ſein Verhalten, ſeine kleinen künſtleriſchen Intriguen möchte ich's nennen, dem berühmten alten Romantiker gegenüber wurden mir, wie er es bei ſolchen Begebenheiten zu halten pflegte, epiſch-dramatiſch zum Beſten gegeben. Auch ſeine große A-moll-Symphonie, die im Laufe des Sommers fertig geworden war, hatte er für Pianoforte vierhändig einzurichten begonnen und beeilte dieſe Arbeit mir zu Liebe. Wir hatten nämlich während ſeines Aufenthaltes zum erſten Mal zu einer muſicaliſchen Matinée die frankfurter Bekannten eingeladen. Am Vorabend wurde Felix mit der Symphonie-Tranſcription fertig und wir eröffneten unſern muſicaliſchen Morgen mit dieſem herrlichen Meiſterwerke.

Wie immer und überall wurde Mendelsſohn muſicaliſch aufs Aeußerſte in Anſpruch genommen. C. Hallé, der ſeitdem in England eine ſo hohe künſtleriſche Stellung errungen, kam während jener Wochen mit ſeiner liebenswürdigen Frau nach Frankfurt — er war dort noch völlig unbekannt, und ſo waren die Ausſichten auf ein Concert, welches er zu geben beabſichtigte, vielleicht nicht ſo glänzend, als ſein großes Talent es verdiente. Ich erſuchte Mendelsſohn um ſeine Mitwirkung — wir ſpielten das drei-clavierige Concert von Sebaſtian Bach —, die Soirée war überfüllt. Alle Welt wollte Mendelsſohn am Clavier ſehen — und Hallé hatte den großen Erfolg, der ihm nicht ausbleiben konnte. An einem anderen Tage ſpielte er mit ſeiner bekannten Virtuoſität auf der Orgel der Catharinenkirche, wo ſich ſelbſtverſtändlich eine große Anzahl von Muſikfreunden eingefunden. Ich geſtehe, daß mich ſogar Mendelsſohn's eminentes Talent, ſo wie das ſo mancher anderer bedeutenden

Organiſten gänzlich kalt ließ, was ich aber weit entfernt bin, einem Mangel ihrerſeits zuzuſchreiben. Mit dem größten Intereſſe ſtehe ich auf einer Orgeltribüne neben dem Spieler und ſehe ſeinen Hand- und Fußtierungen zu, während ich die vorzutragenden Meiſterwerke nachleſe. Aber die übermäßige Sonorität der Kirchen macht mir vom Schiffe aus das Anhören jener wunderbaren Schöpfungen mit ihren vielfach verſchlungenen und raſch dahinſtrömenden Figuren ſtets mehr zu einem Wirrſal als zu einem Labſal. Ich mußte mir freilich oft ſagen, daß die Schuld an meiner unvollkommenen muſicaliſchen Organiſation liege, wenn ich ſo viele muſicaliſch gebildete Menſchen neben mir entzückt ſah. Oder thaten ſie nur ſo, weil es ſich ſchickt? Auch das iſt möglich. Zur Begleitung des Gemeindegeſanges, zur harmoniſchen Kräftigung oratoriſcher Chöre iſt die Orgel unerſetzlich — herrlich — einzig. Aber als Solo-Inſtrument kann ich ſie nur bei Anwendung der äußerſten Vorſicht in der Auswahl wie im Vortrag der in ihrem Bereiche liegenden Stücke genießen. Der Orgel weltliche Muſik zumuthen, iſt ſie mißhandeln — aber auch gar viele der für ſie gedachten Meiſterwerke paſſen wohl dem Sinne aber nicht der Wirkung nach in die Kirche. Sie iſt eine Königin, die nur von ihrem ausgeſuchteſten Hofſtaate umgeben ſich zeigen ſollte.

Mendelsſohn war aber voller Begeiſterung, wenn er an der Orgel ſaß, wie es denn ja auch für geringere muſicaliſche Organiſationen als die ſeine war, etwas Berauſchendes hat, in dieſem Ocean von Tönen zu ſchwimmen. Jedoch — es liegt eine Kluft zwiſchen dem Muſikmachen und dem Muſikhören.

Auch in die Oper begleitete uns der gefällige Freund ein paar

Mal, und ich erinnere mich eines heiteren Momentes, als wir einer Aufführung von Donizetti's Favorite beiwohnten, die uns Allen neu war. In der Anfangsſcene, wenn ich nicht irre, iſt ein Chor von Mönchen, welcher mit der aufwärts gehenden, vom Orcheſter etwas alterthümlich begleiteten Tonleiter anhebt. „Nun werden ſie ſie wieder abwärts ſingen," ſagte Felix — und er hatte richtig prophezeit.

Die jugendlichen Sängerinnen und Sänger Frankfurts ließen's ſich nicht nehmen, auch diesmal wieder dem gefeierten Componiſten eine Huldigung darzubringen. Ein Feſt auf dem Sandhofe hatte ſtatt, mit vierſtimmigen Liedern, lebenden Bildern, fröhlichen Toaſten und dem nöthigen Zubehör. Es war ſehr hübſch, hatte aber doch nicht die Poeſie desjenigen, welches Mendelsſohn in einem Briefe an ſeine Mutter, vom 3. Juli 1839, ſo köſtlich beſchreibt. Ich war damals in Italien und nur durch einige Lieder von meiner Compoſition, die geſungen wurden, vertreten. Aber ich kann es nicht unterlaſſen, einen Auszug aus dem Briefe einer der Feſtveranſtalterinnen mitzutheilen, weil er das Bild des Gefeierten in lebendigſter Weiſe veranſchaulicht.

„Alles ging herrlich, die Stimmung war gleich vornherein von Gottes Gnaden gegeben. Mendelsſohn mit ſeiner ſchönen jungen Frau kam, als ob er es gar nicht hätte abwarten können, viel zu früh an Ort und Stelle. Mit der größten Liebenswürdigkeit fand er ſich in die Situation und ſah mit unendlichem Vergnügen den Vorbereitungen zu ſeinem Empfange zu. Niemals aber habe ich einen glückſeligeren Menſchen geſehen, als Mendelsſohn es war, als er zum erſten Mal (im Walde) ſeine Quartette

ſingen hörte. Sein ganzes Geſicht leuchtete, die Augen ſprühten in Wahrheit vor Freude. Dabei ſchlug er förmlich aus, ſprang auf einem Beine herum und rief nach jedem Liede: „„O nochmal, bitte, nochmal!““ Den „„Lerchengeſang““ mußten wir mit allen Wiederholungen drei Mal nach einander ſingen.“

Die Dedication des erſten Heftes ſeiner Quartette, „im Freien zu ſingen,“ an die Herren Dr. Spieß und Martin verdankt dieſem Feſte, bei welchem ſich die genannten ſehr muſicaliſchen Herren weſentlich betheiligt hatten, ihren Urſprung.

Am 25. reiſte Mendelsſohn über Leipzig nach Berlin. Wie echt freundſchaftlich er in jenen Tagen ſich wieder gegen mich benommen, erfuhr ich erſt zwanzig Jahre ſpäter durch die 1863 veröffentlichte Sammlung eines Theiles ſeiner Briefe. In derſelben fand ich nämlich ein Schreiben an den Verleger Simrock in Bonn zu Gunſten eines von den Herausgebern discret bezeichneten X. Dieſe unbekannte Größe war ich ohne Zweifel, und ich kann mich nicht enthalten, jenen, zarteſter Rückſicht und wärmſter Theilnahme entſproſſenen Brief hier, nachdem ich das Geheimniß gelöſt, wieder abdrucken zu laſſen. Er iſt von Frankfurt aus am 21. September geſchrieben und lautet:

Lieber Herr Simrock!

Ich ſchreibe Ihnen heut in einer Angelegenheit, bei welcher ich vor Allem auf Ihre vollkommenſte Discretion, aufs gänzliche Geheimhalten rechnen muß; indeß kenne ich aus Erfahrung Ihre

Freundlichkeit für mich zu gut, daß ich auch an Erfüllung dieſes meines Wunſches nicht zweifle und in vollem Vertrauen auf Ihre Verſchwiegenheit Ihnen die Sache vortrage. Bei meinem Aufenthalte hier erfuhr ich zufällig, daß mein Freund und Kunſtgenoſſe, Herr F. Hiller, an Sie wegen der Publication einiger neuen Werke geſchrieben habe, bis jetzt aber ohne Antwort geblieben ſei. Nun möchte ich im Intereſſe der Kunſt wie in dem meines Freundes gar zu gerne, daß dieſe Antwort bejahend ausfallen möge, und weil ich mir einbilde, daß Sie auf mein Wort und meinen Wunſch etwas geben, ſo fiel mir ein, Ihnen darüber zu ſchreiben und Sie zu bitten, wenn Sie irgend können, einige Werke meines Freundes dem deutſchen Publicum bekannt zu machen. Das Geheimhalten, um das ich Sie gegen Jedermann und unter allen Umſtänden bitte, wünſch' ich deßhalb, weil ich gewiß bin, daß Herr Hiller außer ſich ſein würde, wenn er im entfernteſten ahnete, daß ich einen ſolchen Schritt ſeinetwegen gethan habe. Ich weiß, daß ihm nichts unerträglicher wäre, als nicht durchweg auf eigenen Füßen zu ſtehen, und deßhalb darf er niemals von dieſem Briefe etwas erfahren. Aber andererſeits iſt es doch auch Pflicht und Schuldigkeit eines Künſtlers gegen den andern, ihm über Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten ſo gut als möglich hinwegzuhelfen und zur Erreichung ſeines Strebens nach Kräften beizutragen, wenn das Streben ein edles und die Sache eine gute iſt. Und dies iſt beides hier wahrlich im höchſten Grade der Fall. Darum wollte ich Sie alſo gebeten haben, Einiges von ſeinen neuen Compoſitionen herauszugeben und überhaupt, wo möglich, mit ihm in eine Art Verbindung zu treten. Ich weiß zwar recht wohl, daß

mit den meiſten ſeiner bisherigen Werke die deutſchen Verleger kein brillantes Geſchäft (wie man es nennt) gemacht haben und ob es anders werden wird, das kann ich nicht verſichern; aber daß es anders zu werden *verdient*, daran iſt für mich kein Zweifel, und eben darum und nur darum lege ich Ihnen die Bitte vor. Sonſt möchte er wahrhaftig mein Freund ſein, ſo viel er wollte, ich würde es nicht thun. Aber eben weil doch eigentlich die einzige Rückſicht, die man vernünftiger Weiſe nehmen ſollte, die auf den inneren Werth iſt und weil es die einzige iſt, die den Erfolg ſichern *müßte*, wenn Alles mit rechten Dingen in der Welt zuginge, und weil es doch gar zu ärgerlich bleibt, wenn ſich immer das alte Lied wiederholt von den verdienſtvollen geiſtreichen Künſtlern, die Anfangs Noth haben, daß nur ihre Werke gekauft und bekannt werden, und denen nachher Alles zujauchzt, wenn eins davon eingeſchlagen und den Leuten auf den Pelz gebrannt hat, denen aber all das Jauchzen nicht ſo viel Freude macht, als die vorherige Noth Verdruß — eben deßhalb möchte ich, Sie machten es einmal anders und glaubten mehr dem wahren Werth, als dem zufälligen Erfolge. Am Ende muß er ja doch gebannt werden, und die Frage iſt nur in ſolchen Fällen, wie bald und nach wie viel Verdrießlichkeiten, und da iſt eben der Punct, wo ein Verleger einem Künſtler ſo recht werth und wichtig werden kann. — Nach allgemeinem Applaus ſind ſie dann wohl alle bei der Hand — aber eben Sie wären der Mann, es anders zu machen, denke ich, und ſo, wie es idealiſch und doch zugleich praktiſch und richtig iſt. Verzeihen Sie die Freiheit, die ich mir nehme, und, wenn möglich, erfüllen Sie meinen Wunſch. Auf irgend *hohes* Honorar

kommt es, so viel ich gehört habe, durchaus nicht an, aber sehr wesentlich auf einen freundlichen künstlerischen Ton in der Correspondenz, auf Verbreitung und Bekanntmachung der Werke und, wenn Sie auf die Sache eingehen wollen und können, für mich besonders auf gänzliche Verschweigung meiner Einmischung, meines Namens und meiner Bitte. — Wenn ich in der nächsten Zeit von ihm erführe, daß Sie an ihn geschrieben und auf eine freundliche Weise zu einer Bekanntmachung seiner neuen Gesanges- und Pianoforte-Sachen die Hand geboten haben — wie wollte ich mich da freuen! Sie werden am Ende gar sagen: was will der faule Componist und der noch faulere Correspondent? Aber im Letztern habe ich mich ja gebessert, wie Figura zeigt, und im Erstern will ichs auch mit Allernächstem thun und Sie ganz bestürmen mit Notenpapier (sobald es ordentlich beschrieben ist), und im eigenen Namen erbitten, was ich hier für meinen Freund dringend und herzlich erbeten haben will.

Immer Ihr

hochachtungsvoll ergebener

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Auch der folgende Auszug aus einem von Berlin aus an Simrock geschriebenen Briefe gehört noch hieher:

„War ich jemals durch einen Brief angenehm überraſcht, ſo war es durch Ihren geſtern hier empfangenen. Die freundliche ſchnelle Erfüllung meiner Bitte und dann das bedeutende Geſchenk, das Sie mir für meine Lieder ohne Worte machen — ich weiß wahrlich nicht, wie ich es anfangen ſoll, Ihnen genügend zu danken, Ihnen auszudrücken, welch eine große Freude Sie mir bereitet haben. Geſtehe ich es Ihnen, daß ich ein ſo zartes, ſo vollſtändiges Entgegenkommen als ſofortige Erwiederung auf meinen letzten Bittbrief nicht erwartet hätte, — daß ich nun doppelt froh bin, einen Schritt gethan zu haben, von dem mich mitten im Schreiben zuweilen falſche Scheu — zuweilen das fatale, weltkluge „Miſch dich nicht in andere Angelegenheiten" abzuhalten drohte. Da bin ich nun durch Ihr Benehmen, wie Sie es mir im geſtrigen Briefe andeuten, aufs Neue in dem, was ich eigentlich für recht und gut halte, beſtärkt und werde die vielgeprieſene Weltklugheit an den Nagel hängen und lieber nach dem erſten Antrieb und Gefühl gerade durchfahren — mißlingt es auch hundert Mal, ſo iſt ein ſolches Gelingen reichlicher Erſatz."

Wir Componiſten, wenn wir auch vielleicht noch mehr Luſt haben, als andere Collegen, einander aufzufreſſen (was in der Natur der Sache liegt), wir ſind doch nicht ſo ſchlimm, um uns nicht oft genug ſolche und ähnliche Dienſte zu leiſten, wie Mendelsſohn ihn mir durch jenen Brief erwieſen. Aber ohne Aufforderung — ganz im Geheimen — ohne Möglichkeit eines zu empfangenden Dankes, viel weniger einer künftigen Revanche — ohne die Genugthuung, die im Protectorthum enthalten? —

Vielleicht liegt es eben am Geheimniß der geleisteten Dienste, daß man von dergleichen so selten hört. Aber welch einen erwärmenden, erhebenden Eindruck es macht, eine solche That längst nach dem Tode des Freundes zu erfahren, davon kann nur der sich einen Begriff machen, der es selbst erlebt.

Folgende Briefe erhielt ich in der nächsten Zeit aus Berlin und Leipzig:

Berlin, den 8. October 1842.

Lieber Ferdinand!

Ganz wohl und glücklich ſind wir hier angekommen, aber es kommt mir doch vor, als wär es ſchon Jahrhunderte her, daß ich vom Fahrthor abreiſte und als wär Berlin von Frankfurt tauſend Meilen weit. Nichts Schlimmeres, als im Herbſt nördlich reiſen; wie einem da die gelben Blätter und kahlen Bäume und windigen Schauer und geheizten Oefen ſo nach und nach entgegen kommen, immer mehr, bis man mitten drunter ſitzt, Hof-Equipagen fahren ſieht, ſaure Weintrauben und taube Nüſſe ißt und eine Anzahl von Geiſt dabei verpufft, womit man ſich ſelbſt und die Anderen herrlich langweilt — ach Gott, ich verfalle ſchon wieder in die alte berliner Melodie. Aber warum iſt auch alles im Süden beſſer? Menſchen, Obſt, Wetter, Gegend und alles? Deine Frau will es nicht Wort haben — hilft aber doch nichts. In Leipzig erzählten ſie mir, am vergangenen Sonntag ſei bei Ferdinand Hiller eine muſicaliſche Morgen-Soirée geweſen, mit Herwegh und anderen Notabilitäten. Da kam's mir, wie geſagt, Gott weiß wie lang vor, daß ich das Rothmännche*) verlaſſen, und es war doch nur

*) So hieß das Haus, welches wir damals in Frankfurt bewohnten.

drei Stunden vor beſagter Morgen-Soirée, aber ich war ſchon in Langenſebold, während das Rothmännche erklang von guter und ſchöner Muſik. Dies iſt eigentlich ein Geſchäftsbrief, ſo wenig Du es ihm glauben magſt. Ich war geſtern nämlich bei S., um Deinen Auftrag auszuführen. Die Lieder will er ſtechen. Er ſei denn bereit, wenn er Deine Antwort empfinge, in Zeit von ſechs Wochen zur Publication fertig zu ſein incl. einer deutſchen Ueberſetzung, die ihm, wie mir, wünſchenswerth erſchien, und bäte alſo, im Falle Du überhaupt zuſagſt, den Tag der Herausgabe für ihn und Ricordi zu beſtimmen. Wegen des Stichs der Cello-Sonate machte er Schwierigkeiten, weil er die ganze Halevy'ſche Königin von Cypern nebſt allen möglichen Arrangements, Pot-pourris ꝛc. ſtechen müſſe und ein größeres Stück daher in der ganzen Zeit nicht herausgeben könne; er wolle aber, wenn es Dir recht wäre, Ricordi ſchreiben und hundert Exemplare von ihm kommen laſſen, der würde dafür ſeine (S—'s) Firma mit auf den Titel ſtechen, und für Verbreitung des Werkes in Deutſchland wolle er dann ſchon ſorgen. Was Du dabei eigentlich für einen Vortheil haſt, konnte ich nicht recht einſehen, da er indeß dabei blieb, mußte ich zuletzt verſprechen, Dir es zu ſchreiben und thue ſo hiermit. Schick mir nun Deinen Hattiſcherif aber keine ſeidene Schnur, wenn ich's nicht recht gemacht habe. S. iſt der Einzige hier (* iſt der berliner Philiſtergeiſt, auf Flaſchen abgezogen und eine Muſicalienhandlung damit beſprengt), daher macht er, was er will, und man muß unterducken, wenn man in Berlin verlegen läßt. Vorgeſtern haben ſie „Wilhelm Tell" von Roſſini, als neue Oper, zum erſten Male, zur

Feier der allerhöchſten Vermählung ꝛc. (was weiß ich?) gegeben. Sie haben es in drei Acte abgekürzt und nennen das „nach des Componiſten Bearbeitung für die pariſer Bühne". Das allgemeine Tagesgeſpräch iſt nun ſeitdem in Berlin die Frage, ob Roſſini eigentlich wahren Beruf zum Componiſten habe oder nicht, — ob er ſich namentlich zu dramatiſcher Muſik und der dazu nothwendigen Begeiſterung habe emporſchwingen können, — ob es überhaupt gerechtfertigt geweſen ſei, ein ſolches Sujet zu wählen, da Schiller's Trauerſpiel doch ein viel vollendeteres Kunſtwerk ſei, als dieſe Oper, — ob indeſſen ꝛc. ꝛc. O Gott, wie ſchmeckt das Eſſen auf der Mainluſt ſo gut! Klöße, Nudeln, Tabakspfeifen, Schweinsknöchelchen, alle Philiſterei des übrigen Deutſchlands zuſammen genommen iſt doch nichts gegen dieſen geiſtigen Michel, dieſen unſterblichen Nicolai, der in allen hieſigen Kunſtgeſprächen grünt und blüht und aus jeder berliner Redensart hervorlächelt.

Jetzt bin ich aber des trockenen Tones ſatt, ich muß Deine Frau italieniſch anreden.

Illustrissima Signora! S'io avessi voluto aspettare la esecuzione della sua promessa, voglio dire il ricevimento d'une lettera Italiana scritta da lei, io avessi potuto aspettare lungo tempo. Per questa ragione debbo far il comminciamento e domandarla come sta la vostra salute? Spero che il rhumo del quale Lei soffriva allora è partito lungo tempo fà, e che la sua voce è da capo chiara e bella come sopra. Il paese quì non mi piace a fatto; vado frà dubbio e sospiri, navigando in un mar di pene, senza rami e senza vele. Vorrei aver il coraggio di dir al fine: così sì fà; ma la mia indecisione è sempre più forte di me.

Qualche volta vorrei sentirla cantare soltanto un quarto d'ora; darei in cambio tutte le opere del Teatro Reale, dove si ascolta un canto pessimo. Adesso voglio finere. La mia moglie gli fà cento complimenti e pregandola di scusare gli sbagli che forse si troveranno nel mio stilo italiano, sono sempre con molta considerazione il suo umilissimo

Felice Mendelssonio-Bartholdi.

Die Wahrheit iſt, daß ich mich doch ein Bischen über dieſe letzten Zeilen ſchäme, indem ich ſie eben, Abends, wieder durchleſe; aber da ich Dir Beſcheid ſchreiben wollte und in der Hetze der Ankunftsgänge keine Zeit zu einem neuen Briefe finde, ſo verzeiht mir den alten ſchlechten Witz und bleibt mir die alten guten Freunde. Für heut Addio. Immer Dein

Felix M.

Leipzig, den 19. Januar 1843.

Mein lieber guter Ferdinand!

Als Dein Brief vom 16. November ankam (es war der beſte, freundlichſte, den ich jemals von Dir erhalten und keiner hatte mich je ſo erfreut oder vielmehr gerührt), da nahm ich mir gleich vor, Tags darauf Dir zu ſchreiben und zugleich Deiner Frau für ihre liebenswürdigen Zeilen zu danken. Ich verſchob es um einige Tage — und welche entſetzliche Kluft liegt nun dazwiſchen*). Ich habe Dir ſeitdem für einen zweiten Brief zu danken, jenen neuen Beweis Deiner wahren Freundſchaft und Güte zu mir. Bis jetzt konnte ich aber gar nicht ans Briefſchreiben denken, ſonſt hätte ich Dir ſchon gleich gedankt und im Herzen iſt's viel vielmal geſchehen. Aber zu Anfang konnte ich gar nichts thun und treiben, höchſtens mal ein paar Seiten leſen u. dgl. und in den folgenden Wochen war mir's nur dann ein Bischen beſſer, wenn ich irgend eine gleichgültige muſicaliſche Arbeit machen und Noten ſchreiben konnte — aber keine Gedanken an Briefe, beim geringſten Geſpräch mit meinen nächſten Freunden kehrte gleich wieder das dumpfe, wirre Gefühl im Kopfe zurück, wie Betäubung und Traurigkeit zugleich. Ich habe es ſeit drei Tagen bemeiſtern müſſen, denn die Flut der Geſchäftsbriefe war zu ſehr angewachſen und da ich nun

*) Er hatte ſeine Mutter am 12. December verloren.

einmal beim Schreiben war, ſo mußte ich Dir doch wenigſtens einen Gruß und einen Dank zurufen, weiter wird es heut doch nicht viel. Du weißt ja, wie ich es mit Dir und den Deinigen meine und wie mir Dein Glück am Herzen liegt; laß mich bald und oft wieder davon hören; das erfreut und erheitert mich in jeder Zeit. Gott ſei Dank, meine Frau und Kinder ſind wohl und da ſollte ich eigentlich weiter nichts thun, als dem Himmel auf meinen Knieen danken für dies Lebensglück. Wenn ich mit denen allein zuſammen bin, male etwa den Kindern Windmühlen oder inſtrumentire Hoboen und Bratſchen oder corrigire langweilige Druckbogen, ſo iſt mir zu Zeiten ſchon wieder ganz heiter und froh geweſen, aber denke ich wieder ein Bischen heraus oder kommen Leute von außen oder nach den Proben oder Concerten, die ich gleich nachher weiter dirigiren mußte, da will's noch gar nicht beſſer gehen. So laß ich mich denn den ganzen Tag vor Jedermann verläugnen außer zwiſchen drei und vier, ſitze in meinem kleinen Arbeitszimmerchen, das ich mir jetzt eingerichtet habe und wo es mir gut gefällt (es iſt das frühere Kinderzimmer, deſſen Du Dich erinnern wirſt, gleich der Eingangsthür gegenüber, mit der weiten Ausſicht über Wieſen und Feld nach Sonnen-Untergang zu). Schumann und David ſehen wir zuweilen, * faſt gar nicht, weil der nur eigentlich für die Abonnements-Concerte leibt und lebt und ich denen jetzt freilich kein großer Troſt bin — und ſo ſchleichen die Tage hin. Mögen die Eurigen deſto glänzender und heiterer ſein; ich höre von großen Wohlthätigkeits-Concerten reden, die Ihr gebt, von der baldigen Aufführung Deines neuen Werkes; mögeſt Du mir bald davon ſagen und die guten

Botſchaften beſtätigen. Du willſt Details meiner jetzigen Stellung wiſſen. Der König von Preußen hat mir erlaubt, hieher zurückzukehren und hier zu bleiben, bis er mich perſönlich in Berlin brauchen würde; in dieſem Falle habe ich ihm verſprochen, wieder hinzukommen. Ich habe ihm darauf geſchrieben, daß ich bis zu meinem perſönlichen Aufenthalt in Berlin auf mein halbes Gehalt Verzicht zu leiſten wünſchte und alle ſeine Aufträge auch hier einſtweilen ausführen würde. Er hat mir darauf hieher geantwortet, daß er damit zufrieden wäre, hat mir wieder einen neuen Titel gegeben, in der Sache iſt aber weiter nichts Weſentliches geſchehen. Mit einem Wort, ich warte jetzt hier ab, was ich früher in B. abwarten ſollte, daß ich dort wirklich unumgänglich nothwendig ſei; ich zweifle immer noch, daß das je der Fall ſein werde, und hoffe (jetzt mehr als je, wie Du denken kannſt), daß der König von Pr. das jetzige Verhältniß wird fortdauern laſſen. Denn was mich ja vor allem in Berlin feſſelt, was eigentlich eben noch jene Verabredung oder Vereinigung bewirkt hat, iſt nun nicht mehr.

Hier ſind nun endlich die Zinſen jenes Legates, das ich ſchon ſeit mehr als drei Jahren ſupplicirte, für eine Muſikſchule bewilligt worden, und es kommen jetzt die officiellen Bekanntmachungen in die Zeitung. Ich werde wöchentlich drei oder vier Mal in den kleinen Saal des Gewandhauſes zu gehen und dort von 6/4 Accorden zu ſprechen haben; das thue ich gern, der Sache zu Liebe, denn ich glaube, ſie iſt gut.

Wie danke ich Dir, daß Du mich zu denen rechneſt, mit denen Du gern zuſammen biſt; wie iſt mir alles, was Du darüber ſagſt, aus der Seele geſprochen! Das könnte ja auch bei dem Einen

nicht ſein, wenn's der Andere nicht ganz eben mit empfände! Wir denken dies Jahr gar nicht zu reiſen und denken hier (oder höchſtens in Dresden) den Sommer zuzubringen. Werden wir Euch gar nicht hier ſehen? Du ſprachſt früher mal davon. Und nun ſage Deiner Frau von mir und der meinigen alles Gute und Herzliche, danke ihr für ihre Theilnahme, bitte ſie, uns ein freundliches Andenken und ihre Gunſt zu erhalten und zuweilen unſer zu gedenken, wie wir täglich in herzlicher Liebe ihrer und Deiner, in guten und in traurigen Tagen.

Dein

Felix M.-B.

Leipzig, den 3. März 1843.

Lieber Ferdinand!

Schönen Dank für Deinen lieben, guten, ausführlichen Brief, der mir eine große Freude gemacht hat; vor allem das, was Du über Deine Oper, über Dein eigenes Vergnügen daran, über den Abſchluß ſagſt, den Du nun nach ihrer Beendigung fühlſt, und den die Anderen am Tage nach der Aufführung, nach Empfang der Lorberkränze, Gedichte u. dgl. fühlen würden, der aber doch wahr und wahrhaftig nur nach Beendigung der Arbeit vorhanden iſt. Was Du darüber ſagſt, iſt mir recht aus der Seele geſprochen, und daß ein Werk, das in dieſem Geiſte und ſo mit ganzer Seele geſchaffen iſt, ſeinen Eindruck auf ſeine Landsleute nicht verfehlen kann, darüber habe ich gar keinen Zweifel. Aber es wird nicht allein Erfolg haben, ſondern ihn auch verdienen — was heut zu Tage zehntauſendmal mehr ſagen will. Wie freue ich mich darauf! Denk doch nicht im Traum daran, es irgendwo anders als in Frankfurt zuerſt aufzuführen; es wäre geradezu ein Fehler. Du weißt, wie viel ich vom Vaterlande halte, in Deinen jetzigen Verhältniſſen halte ich auch ſogar was von der Vaterſtadt — ſie haben Dich lieb, wiſſen was ſie an Dir haben, müſſen frühere Scharten ihres Betragens gegen Dich auszuwetzen ſuchen — ſo wenig ich alles das geltend machen möchte, um was Schlechtes für gut paſſiren zu ſehen, ſo ſehr möchte ich es, um was Gutes für

gut angeſehen zu wiſſen. Zudem ſind alle Theater in Deutſchland im Augenblick in einem ſchlimmen Zuſtande, alſo laß Dich durch die Mangelhaftigkeit des dortigen nicht abhalten und hilf dadurch das dortige und alle übrigen nach und nach wieder beſſer machen. Wie kannſt Du Dich über R..'s Erfolg verwundern? das ſchreiben die Leute alle ſelbſt in die Blätter; drum weißt Du nicht, woran Du biſt, der Du die Blätter lieſeſt, und ich komme viel beſſer weg, der ich jetzt ſo ein Zeitungsſeptembriſör bin, daß ich nichts, aber total nichts glaube, was ich nicht mit meinen Augen auf Noten ſehe oder mit meinen Ohren in Noten höre. Leider geht es auch mit Wagner ein wenig ſo; ich habe Furcht, daß da viel übertrieben wird; und die Muſiker, die ich als gewiſſenhafte Leute kenne, vermehren dieſe Furcht nicht wenig. Doch habe ich noch nichts Zuſammenhängendes von ſeinen Opern gehört und denke immer noch, es wird beſſer ſein, als die Leute es ſchildern. Talent hat er doch in jedem Fall, und ich habe mich gefreut, daß er die Stelle bekam, obwohl ihm das ſchon in den paar Wochen Feinde genug gemacht hat, wie ich Dir mal mündlich erzählen will, wenn wir bei Sonnenuntergang ſpazieren gehn.

Deine Frage wegen Deines Oratoriums in Berlin mußt Du mir deutlicher erklären, was heißt das, „aufführen können"? Willſt Du ein Concert geben und es darin aufführen oder es von der Sing-Akademie oder dgl. bloß zu Gehör bringen laſſen? Die hieſigen Abonnements-Concerte fangen dies Jahr den 1. October an; in Berlin iſt vor Mitte September keine rechte Muſikſaiſon; kommſt Du alſo, wie Du ſchreibſt, gegen Ende Auguſt und verbringſt einige ſtille Wochen mit uns, hier oder in Dresden, ſo

würde die rechte Concert- und Muſikzeit da ſein. Nun mach es nur wahr und erfülle die ſchönen Verſprechen und Plane, wenn der Sommer herangerückt iſt. Einen guten Singlehrer ſollen wir zur Muſikſchule nehmen? O bitte, weiſe mir doch einen in Deutſchland nach! Einſtweilen habe ich alle Hände voll zu thun gehabt, um zu verhindern, daß man den Geſang-Unterricht, der ziemlich der nöthigſte iſt, nicht lieber ganz ausgeſchloſſen hat. Bis jetzt ſind vierunddreißig Schüler angemeldet; Mitte April ſoll der Unterricht beginnen.

Schumann gibt Clavier-Unterricht; ich ebenfalls. Nächſten Donnerstag feiert das leipziger Abonnements-Concert ſein hundertjähriges Beſtehen, wie ich höre, — da ſoll das Orcheſter etwas zu eſſen und zu trinken bekommen. Meine Symphonie iſt ſeit vorgeſtern heraus und zu haben; Guhr ſprach mir nicht beſtimmt darüber, ſonſt hätte ich ſie ihm ſchon früher geſchickt. Die Scene habe ich für Mlle. Schloß zu ihrem Benefiz-Concert hervorgeſucht, ein neues Allegro dafür geſchrieben und zu einem vollen Saal mit beigetragen. Weiter hat ſie wenig Verdienſte. Die Walpurgisnacht habe ich von A bis Z neu umgeſchrieben — es iſt geradezu ein anderes Stück geworden und ein hundert Mal beſſeres. Ob ich ſie aber ſtechen laſſe, darüber bin ich noch im Zweifel.

Grüß Deine Frau ſehr vielmal von mir und der meinigen. Bleib gut

Deinem Felix.

Leipzig, den 25. März 1843.

Mein lieber Ferdinand!

Wenn die Entfernung das Böſe hat, daß gute Stimmungen vorübergegangen ſind, ehe die Antwort darauf bei einem angelangt iſt, ſo hat ſie doch wenigſtens das Gute, daß auch böſe Stimmungen vorübergehen, ehe die Antwort da iſt. Und ſo geht es hoffentlich mit meinem heutigen Antwortbrief, in welchem ich Dich daher nicht viel weiter über Deine Verſtimmung fragen, ſondern mir feſt einbilden will, ſie wäre ſchon vorüber und Du wäreſt ſchon ſo froh mit Dir ſelbſt, mit Deinem Werke und allem anderen folglich, wie ich es Dir immer wünſche und wie es im erſten Briefe war. Wenn übrigens ſolche Stimmung der heitern Zufriedenheit mit ſich und ſeinen Werken bei einem Menſchen immer dieſelbe bleibt, ſo glaube ich, der iſt ein echter Philiſter und macht ſein Lebtag nichts Geſcheutes und beklage wiederum Deine verdrießlichen Worte nicht. Und wenn Du äußerſt, daß Du zu irgend einem muſicaliſchen Wirkungskreiſe rechte Luſt haſt, ſo iſt's mir und allen Deinen und der Muſik Freunden ja wieder recht aus der Seele geſchrieben, und den verrückten Grund von der „Zweifelhaftigkeit Deiner Compoſitionen" ſchreibe ich wieder auf Rechnung der Berſerkerwuth und beklage auch den nicht, da er zu einem ſo erwünſchten Reſultat Deiner Gedanken führt. Uebrigens beklage

ich's aber doch, wenn ich aufrichtig ſein ſoll, und hoffe aber nur, daß bei Empfang dieſer Zeilen alles wieder beſſer ausſieht, roſenfarbener.

Ich kann jetzt wenig über mich und alles andere ſchreiben. Gibt mir und uns nur der liebe Gott ein glückliches Frühjahr, — dann wird ſich auch alles bei mir wiederfinden, auch das Briefſchreiben. Jetzt kann ich wenig ſagen und thun, nur immer denken, wenn nur der liebe Gott ein glückliches Frühjahr gibt. Und weil ich doch nicht das immer wieder in den Brief ſchreiben kann, ſo eile ich für heut nur zur Beantwortung Deiner Fragen. Iſt es Dein Spott, was Du mir vom General-Director der geiſtlichen Muſik ſchreibſt oder klingt es nur wider Deinen Willen ſo? Du weißt doch, daß ich nicht das Mindeſte davon habe, als den Titel auf dem Papier, und keiner weiß, ob ich je mehr bekomme. Ich habe über alles, was im muſicaliſchen Berlin vorgeht und nicht vorgeht, weder ein Recht, mitzuſprechen, noch Luſt ein Recht zu haben mitzuſprechen. Nur ſo viel weiß ich aus allen Erfahrungen, daß Du es ſehr ſchwer finden würdeſt, in einem eignen Concerte das Oratorium zu geben, — es iſt ſchwer, die Artigkeiten zu erſchwingen, die den Chor zum Singen, das Geld, das das Orcheſter zum Spielen, und die unerhörte Vollkommenheit, die das Publicum zur aufrichtigen Theilnahme bewegen kann; daher iſt's beſſer, wenn die Sing-Akademie es in ihren Concerten gibt und Du dirigirſt. Allerdings ſollteſt Du Dich zu dem Ende bald mit Rungenhagen in Verbindung ſetzen; ich würde Dir gerne die Mühe und den Ennui einer Correſpondenz mit dieſer Geſellſchaft abnehmen, wenn ich ihrer nicht einerſeits gar zu ſatt wäre, andererſeits aber

wüßte, daß meine Empfehlung eher das Gegentheil bewirkt, wenn ſie überhaupt eine Wirkung hat; denn alles iſt dort dem Ungefähr überlaſſen und dem ſonderbaren berliner je ne sais quoi, das keiner weiß, keiner kennt, das aber alle regiert, vom König bis zum Eckenſteher und zum penſionirten Paukenſchläger. So viel man vernünftiger Weiſe abſehen kann, wäre ein Brief von Dir an Rungenhagen jetzt das Beſte; namentlich wenn Du Dich darin auf Deine Converſation mit Rellſtab berufen könnteſt und etwa ſagen: der hätte Dir den Rath gegeben u. dgl. Da aber, wie geſagt, die Geſchäfte dort meiſt unvernünftiger Weiſe geordnet werden, ſo iſt vielleicht auch ein anderer Weg eben ſo gut, z. B. wenn Du irgend einen Bekannten unter der Vorſteherſchaft hätteſt und dem den Auftrag gäbeſt. Gefällt Dir das alles nicht und willſt Du, ich ſolle ihnen ſchreiben, ſo muß ich auch das, wie alles was ich kann, Dir zu Gefallen thun; aber, wie geſagt, ich glaube dann für den Nicht-Erfolg ſtehen zu können, und die eben ſo ungeſchäftsmäßigen wie unkünſtleriſchen Redensarten, die ſie dort an ſich haben, kann ich gar zu ſchwer ertragen. Verzeih die Philippica. Mit den Journalen werde ich doch wohl Recht haben, ſie mögen Gutes oder Böſes ſagen; ich arbeite an der vollſtändigen Muſik zum Sommernachtstraum mit Chören, Entre-Acts ꝛc., und werde nach deren Beendigung auch die Chöre zum Oedipus beenden, die ich angefangen habe.

Vom „Sturm" weiß ich ſo gut wie gar nichts, alſo iſt ein Drittel von jenen Nachrichten gegründet und auch das kaum.

Ueber Berlioz ſoll ich ſchreiben? Es iſt gar zu lang und ausführlich, wenn auf ein ſolches Thema die Rede kommt und

ſelbſt über das Gut- und Schlechtergehen, über Gefallen und Nichtgefallen gibt es denn gleich ſo verſchiedene Meinungen. Im Herbſt erzähl ich's Dir, wenn Du herkommſt; nun möcht' ich, Du wärſt recht neugierig und kämſt acht Tage früher.

Grüße Deine Frau von mir und den meinigen herzlich.

Lebe wohl, auf frohes Wiederſehn!

Dein Felix.

VIII.

In Leipzig.

(Herbſt 1843.)

Seit dem Regierungsantritt Königs Friedrich Wilhelm des Vierten, welcher Mendelsſohn in ſeine Haupt- und Reſidenzſtadt zu verpflanzen wünſchte, hatte dieſer letztere mehrfach ſchon zwiſchen dem Aufenthalt in Berlin und Leipzig gewechſelt. Nach der erſtern Stadt zog ihn ſein gegebenes Wort, nach der letztern ſeine Neigung. Gegen Ende des Jahres 1843 ſollte aber doch ein gänzlicher Umzug nach Berlin Statt haben, und unter dieſen Umſtänden war in Frankfurt der ehrenvolle Antrag an mich gelangt, die Leitung der Gewandhaus-Concerte während der Abweſenheit Mendelsſohn's zu übernehmen. So klar es mir war, daß eine ſolche interimiſtiſche Stellung ihre mißliche Seite hatte und es vollends ſehr bedenklich ſein mußte, einem ſo vergötterten Dirigenten, wie Mendelsſohn, unmittelbar zu folgen oder vielmehr die Rolle ſeines Stellvertreters einzunehmen, ſo glaubte ich doch nicht ablehnen zu dürfen — denn ſeitdem ich verheirathet, ſehnte ich mich nach einer regelmäßigen künſtleriſchen Beſchäftigung, wie ſie der Freund ſeit Jahren für

mich gewünſcht, und eine intereſſantere, als diejenige, die mir in Leipzig geboten wurde, war kaum denkbar. Ich überſchritt alſo wohlgemuth den Rubicon und die Fulda und kam am 23. September in Leipzig an, wo ich wenige Stunden, nachdem ich im Gaſthof abgeſtiegen, ſchon mit Mendelsſohn's und anderen Freunden in der Thomaskirche einer Aufführung des Samſon, unter Hauptmann's Leitung, beiwohnte, während meine ermüdete Frau ſich einige Erholung gönnte. Eine kleine Gêne hatte die eigenthümliche Stellung, in welcher Felix und ich uns gegenüber ſtanden, an dieſem Abende doch verurſacht. Aber ſchon am folgenden Tage war ſie gänzlich verſchwunden. In aller Frühe kam er mit David zu mir, begleitete uns Abends in eine Aufführung von „Des Teufels Antheil", ſpeiſte im Hôtel mit uns zu Nacht und war von ſo überſprudelnder Lebhaftigkeit, ſo fröhlicher, geiſtreicher Mittheilſamkeit, daß ich fühlte, wie ſehr es ihm darum zu thun ſei, alles in das gemüthlichſte Geleis zu bringen. Daß es ihm bei der erſten Begegnung etwas aufs Herz gefallen, denjenigen zu ſehen, der die von ihm geliebte und ſo ungern aufzugebende Stellung einnehmen ſollte, hatte er ſeiner Cécile und David freimüthig eingeſtanden. Wie wenig das aber ſeinem Vertrauen mir gegenüber geſchadet, bewies er mir durch die wiederholte Mittheilung, daß es nicht unmöglich ſein werde, unter gewiſſen Bedingungen ſeine dem Könige gegebenen Verſprechen zu erfüllen, ohne den gewohnten Wirkungskreis in Leipzig aufzugeben. Auch in das Geheimniß der Einzelheiten dieſer Bedingungen weihete er mich ein und verlangte meine freimüthige Meinung hierüber. Ich konnte ihm nur rathen, darauf einzugehen.

So war er auch gern bereit, im ersten von mir zu dirigirenden Concerte, welches den 1. October Statt fand, zu spielen. Er trug sein G-moll-Concert vor, dessen Leitung mir David (der stetige Dirigent der Solostücke mit Orchester) überließ und welches ich hier, nachdem ich es in Paris kennen gelernt, zum ersten Male mit Orchester hörte. Im Publicum machte es den besten Eindruck, daß er durch seine Mitwirkung meinem ersten Auftreten am Directionspulte eine Art von Weihe gab — man fand, es mache uns Beiden Ehre.

Wenige Tage nachher reiste er, aber ohne seine Familie, nach Berlin ab, um die erste Aufführung des „Sommernachtstraums" zu leiten. Am 11. folgte ich ihm dahin mit David und dem genialen und dabei so gemüthlichen Niels Gade, welcher kurz vorher zum ersten Mal nach Leipzig gekommen war. Auch der Wunderknabe Joachim hatte der Versuchung nicht widerstehen können, die Reise zu unternehmen, um das neueste Werk Mendelssohn's zu hören. Am 14. wurde dasselbe im Neuen Palais zum ersten Mal gegeben. Zu Tische, im „Einsiedler" in Potsdam, hatte sich Mendelssohn, von der Probe kommend, zu uns gesellt — er schien sehr befriedigt — es war ein heiteres, echt künstlerisches Zusammensein.

Die Aufführung des Sommernachtstraums entzückte mich. Die Schauspieler schienen mir ihre Sache vortrefflich zu machen, wenn auch die schöne und gefeierte Charlotte von Hagen mehr einen zwischen Salon und Ballet schwebenden, als elfgeistigen Ariel darstellte. Die komischen Scenen waren unwiderstehlich heiter und die Inscenesetzung war theilweise, namentlich durch die Mitwirkung des Kinderballets, wahrhaft poetisch. Ueber Allem, auch über des

großen Shakeſpeare's Verſe, ſtand mir aber die wunderbar reizende Muſik; ſie würde hinreichen, um Mendelsſohn auf immer als einen der genialſten Ton-Meiſter und -Dichter hinzuſtellen. Die Ausführung Seitens der Capelle war vollendet ſchön. Felix hatte eilf Proben gehalten, und man ſah, was mit dieſen Kräften unter der Leitung eines ſolchen Dirigenten zu leiſten war.

Es iſt bezeichnend für Mendelsſohn's Anſchauung der Dinge, daß er nach der Aufführung ſehr wild war. Und zwar aus doppelten Gründen. Man hatte ihm zugeſagt, das Stück ſolle mit den Zwiſchenacts-Muſiken ohne irgend eine Pauſe hinter einander abgeſpielt werden, was er für den richtigen Eindruck unerläßlich hielt. Nun aber hatte man nicht allein eine lange Pauſe eintreten laſſen, ſondern dieſelbe auch dadurch ausgefüllt, daß den im Parquet auf den vorderſten Reihen ſich befindlichen, dem eigentlichen Hofe angehörigen Perſonen Erfriſchungen aller Art angeboten wurden und hierdurch eine etwa halbſtündige Cour mit lauten Geſprächen und beweglichem Scenenwechſel ſich geſtaltete, während die anderen, eben doch auch eingeladenen, wenn auch vielleicht mehr geduldeten Zuhörer, die ziemlich enge auf einander gehäuft waren, ſehen mochten, wie ſie ſich die Zeit vertrieben. Dieſes doppelte Hintanſetzen künſtleriſcher und humaner Rückſichten hatte Mendelsſohn ſo ſehr in Harniſch gebracht, daß er von allem, was wir ihm Schönes und Gutes zu ſagen hatten, kaum Notiz nahm.

Wenige Tage nachdem ich nach Leipzig zurückgekehrt, kam auch Felix wieder dahin zurück. Das überſtrömende Muſikleben dort nahm ſeinen Verlauf; Gade gab eine neue Symphonie, Schumann zum erſten Male Paradies und Peri, — Mendelsſohn ſpielte

in einem Kammermuſikabend, zum dritten Male trugen wir das Triple-Concert von Bach zuſammen vor, in welchem diesmal Clara Schumann die erſte Partie übernommen. Mendelsſohn's Verhältniß zu dieſer großen Künſtlerin war ſtets ein wahrhaft ritterlich-liebenswürdiges geweſen. So erinnere ich mich eines artigen muſicaliſchen Begegniſſes zwiſchen Beiden, obſchon mir der Moment desſelben nicht gegenwärtig. Zu einer Matinée (im franzöſiſchen Sinne, ſie hatte nämlich Nachmittags Statt) im Hauſe unſeres lieben Freundes, des berühmten Malers Bendemann, war eine große Anzahl von Kunſtfreunden und Freundinnen eingeladen, um Mendelsſohn zu hören. Auch Clara Schumann befand ſich unter den Zuhörerinnen. Mendelsſohn ſpielte die große Beethoven'ſche F-moll-Sonate — am Ende des Andante's läßt er den letzten verminderten Septimenaccord eine lange Weile fortklingen, als ob er ihn aller Welt recht gründlich einprägen wollte, ſteht dann ruhig auf, wendet ſich an Frau Schumann und ſagt: „Das Finale müſſen Sie aber ſpielen". Dieſe ſträubt ſich gewaltig — alle Welt horcht geſpannt auf den Ausgang — unterdeſſen ſchwebt der verminderte Septenaccord wie ein Damoklesſchwert über unſeren Häuptern. Ich glaube, daß es hauptſächlich das bängliche Gefühl dieſer ungelöſten Diſſonanz war, welches Frau Clara ſchließlich bewog, dem Drängen Mendelsſohn's zu folgen und das Finale zum Beſten zu geben. Das Ende war des Anfangs würdig — und umgekehrt würde es wahrſcheinlich eben ſo ſchön geweſen ſein.

Der König von Sachſen beſuchte eines der erſten Gewandhaus-Concerte unter meiner Leitung. Der Großfürſtin Helene zu Ehren veranſtaltete Mendelsſohn eine große Soirée im Gewandhausſaale

und ſpielte derſelben auch auf der Orgel vor. Er war damit beſchäftigt, die Muſik zum Sommernachtstraum vierhändig zu ſetzen und ich probirte die einzelnen Stücke mit ihm. Seine Abreiſe nach Berlin verzögerte er ſo lange wie möglich — es wurde ihm offenbar ſchwer, aus dem ihm ſo lieb gewordenen Kreiſe zu ſcheiden.

In einem ſeiner herzlichen an mich gerichteten Briefe hatte er einmal die Frage hingeworfen: „Oder glaubſt Du, daß wir uns doch einmal zanken würden? ich denke nein.“ Was mich betrifft, ſo hielt ich es für unmöglich. Aber mit betrübtem Herzen muß ich es doch der Wahrheit gemäß hinſchreiben, es kam zu einer Brouille, nur aus geſelligen, nicht perſönlichen Susceptibilitäten hervorgewachſen. Ich denke, wir waren Beide im Unrecht — auch wurde kein ſchlimmes Wort zwiſchen uns gewechſelt — und gewiß hätte ſich's in Bälde wieder ausgeglichen, wenn Felix nicht zu Anfang December nach Berlin gereiſt wäre. Mit dem Correſpondiren war es aber nun aus, wenn auch Mendelsſohn's Geſinnung gegen mich ſtets die gleiche geblieben. Oft genug erfuhr ich es, früher oder ſpäter, durch gemeinſchaftliche Freunde wie durch ſeine Gattin. Ja, gerade in dieſen Tagen hat mich der Zufall mit einem Schreiben bekannt gemacht, welches er fünf Wochen vor ſeinem Tode, am 1. October 1847, an ſeinen alten Freund, Prof. Hildebrandt in Düſſeldorf, gerichtet und welches ich nicht mittheilen kann, da die Mittheilung desſelben dem ſtärkſten Selbſtlob zu ähnlich ſehen würde. Aber ich betrachte das, wenn auch nur äußerliche Aufhören meines Verhältniſſes zu dem herrlichen Menſchen während ſeiner letzten Jahre als einen der größten Verluſte, die ich in meinem vielbewegten Leben zu tragen hatte.

Am 11. November 1847 kam ich, auf dem Wege nach Düſſeldorf, wo ich die Muſikdirectorſtelle angenommen hatte, nach Leipzig, eine Woche nach Mendelsſohn's Tode. Cécile empfing mich mit von Thränen umflorten Blicken, in wunderbarer Faſſung, verklärende Wehmuth in den holden Zügen. Noch während der Krankheit, die ſeine letzte ſein ſollte, ſagte ſie, habe Felix oft von mir geſprochen und meiner Berufung nach Düſſeldorf in theilnehmendſter Weiſe gedacht. Am Abend hatte ein Concert im Gewandhauſe Statt, welches dem Andenken des Dahingeſchiedenen geweiht war. „Das Traurigſte," ſagte George Sand irgendwo, „nach dem Tode eines geliebten Menſchen, ſei das Tafeltuch, welches zur beſtimmten Eßſtunde wieder auf den Tiſch gelegt werde." Ich hatte während des Concertes ein ähnliches Gefühl. Da ſtand das Orcheſter, da ſtand der Chor, da waren die Zuhörer, welche während ſo mancher Jahre durch Mendelsſohn begeiſtert worden waren — und ſie machten Muſik und ſpielten und ſangen — und wenige Tage vorher hatte man ſeine Leiche zur Kirche geleitet. Ich konnte der Muſik nur äußerlich folgen — das letzte Lied Mendelsſohn's, von Frau Dr. Frege in innigſter Weiſe vorgetragen, iſt das einzige Stück, deſſen ich mich erinnere. Eigentlich ſchien es mir unmöglich, daß man ſchon wieder im Gewandhausſaale Muſik machen könne — aber das Tafeltuch mußte doch zur beſtimmten Stunde wieder gelegt werden und die Verwaiſten vereinigten ſich zum gewohnten muſicaliſchen Mahle. So iſt das Leben!

Einige Jahre ſpäter war ich während eines kurzen Aufenthaltes in Berlin bei der von ihren reizenden Kindern umgebenen Witwe Mendelsſohn's zu Tiſche, für mich eine tief ergreifende

Stunde. Das unbefangene, neckiſche Geplauder der Kinder, die anmuthsvolle, weiche Weiſe, mit welcher Cécile ihr lebhaftes Treiben zu hemmen ſuchte — ich kam kaum zu mir ſelbſt. Wie viel Glück war dem Dahingeſchiedenen entzogen — wie viel Glück den Hinterbliebenen geraubt worden!

Und wieder nach einigen Jahren kam ich auf einige Tage nach der Vaterſtadt. Man hatte mir von dem Geſundheitszuſtande der in Frankfurt anweſenden Witwe Mendelsſohn's das Traurigſte geſagt und man befürchtete das Schlimmſte. Ich ging (es war am 25. September 1853) nach dem Hauſe von Cécile's Familie — klingelte an der bekannten Schelle, die mir ſo oft geklungen hatte, wenn ich den angenehmſten Stunden entgegen ging. Nach wenigen Augenblicken ſtürzt die Schwiegermutter Mendelsſohn's, Frau Jeanrenaud, aus dem Zimmer und öffnet die Thüre. Sie hatte der Ankunft von Cécile's Schwager entgegengeſehen. „Ach, Sie ſind es, lieber Herr Hiller," ſagte ſie tonlos, mit jener erſchreckenden Ruhe, die oft die der Verzweiflung iſt — „ſo eben hab' ich meine Tochter verloren!!"

Nachwort.

Dem großen Publicum ſcheint es im Allgemeinen nicht zu mißfallen, wenn es großen Dichtern (in Worten und in Tönen) einiger Maßen ſchlecht geht. Man beklagt deren Schickſal, aber der Jammer, den dieſelben erlitten, iſt ein Gewürz, welches ihre Perſönlichkeit ſchmackhafter macht. Der äußere Glanz, welcher Goethe umſtrahlte, hat ihm ſicherlich viele Gegner eingetragen, und die bevorzugte Lage, welche Mendelsſohn von ſeiner Geburt an zu Theil geworden, iſt für gar Manche ein Flecken, der an ihm haftet.

„Le génie c'est la faim," ſagte einſt ein ruſſiſcher Diplomat zu mir. Dieſe abſurd-geiſtreiche Phraſe ſollte freilich wohl nichts Anderes ſagen, als daß etwas Hungerleiden eine Diät ſei, die dem Genie zuträglich — aber auch dies iſt falſch. Dem Talent mag es ein ſpornender Stachel ſein zur Energie, deren es zu ſeiner Ausbildung bedarf — das Genie wirkt als Naturkraft, und die materiellen Schwierigkeiten, mit welchen es zu kämpfen hat, gleichen jenen Felſen, welche ſich einem mächtigen Strome entgegen ſtellen. Er ſtrömt über ſie hinweg indem er uns das Schauſpiel eines großartigen Waſſerfalls bietet.

Der Kampf um die gemeinen Bedürfniſſe des Lebens mag immerhin ein ſchwerer ſein — an und für ſich ſelbſt hat er nichts ſonderlich Verdienſtliches. Es iſt der Inſtinct der Selbſterhaltung, welcher auch den Tagelöhner zur Arbeit zwingt, und der Kampf wird zwar peinlicher aber nicht anerkennungswerther, wenn der Kopf ſtatt der Arme dabei im Spiele iſt. Ein anderer Kampf iſt der mit dem Vorurtheil, mit dem Unverſtand, mit der Eiferſucht und wie alle die ſchönen Dinge heißen mögen — aber welchem Ritter vom Geiſte iſt dieſer erſpart? Etwas mehr, etwas weniger hat Jeder ihn durchzukämpfen, der Eine früher, der Andere ſpäter. Und in dieſem Kampfe die Luſt des Schaffens die Kraft des Wollens ſich zu erhalten, dazu gehört viel mehr als jenen zu beſtehen. Schlimm iſt es freilich, wenn, was ſich oft genug ereignet, beide zuſammentreffen. Ob aber die größere Bewunderung, die man demjenigen zu zollen pflegt, der ſich durch Dürftigkeit durchzuſchlagen hatte, vollkommen gerechtfertigt ſei, iſt noch ſehr die Frage. Jedenfalls kommt es dabei weſentlich auf das Wie an. Vielleicht gehört ſogar ſtärkere, weil freiere Willenskraft dazu, aus dem Reichthum heraus Großes zu leiſten, als aus der Armuth. Wer hat nicht Menſchen gekannt von bedeutender Begabung, von vielſeitigem Wiſſen, von überſprudelnder Beredſamkeit, welche, ich will nicht ſagen mit genialer Kraft, aber doch mit großen geiſtigen Mitteln Hervorragendes für die Oeffentlichkeit hätten leiſten können, aber es ging ihnen, was man ſo nennt, zu gut. Wenn man Reichthum und Stellung mit auf die Welt bringt, bleibt von weltlichen Glücksgütern nur noch der Ruhm zu erlangen übrig, nach welchem zu trachten nicht Jedermanns Sache iſt. Die Berührung

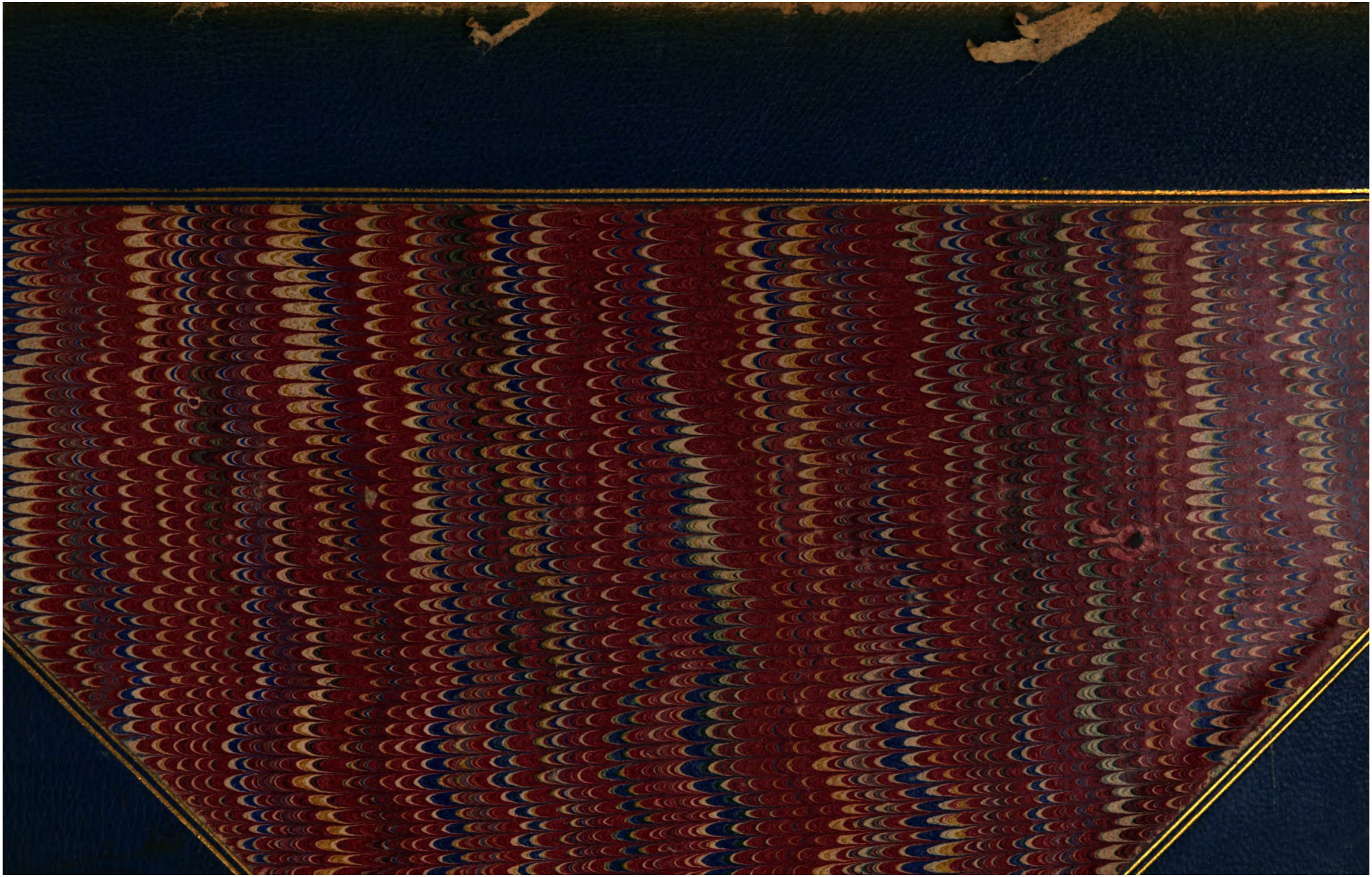
mit dem Publicum ist mindestens unbequem (es gleicht dem Winde, welcher große Flammen anfacht, aber kleine auslöscht) — und die hingebende Arbeit, die auch dem Genie nicht erspart wird, die Entsagung, die sie nach manchen Seiten hin verlangt, schreckt Viele ab, während das Gefühl der Pflicht, etwas zum Besten der Gesellschaft leisten zu sollen, wenn man das Zeug dazu hat, sich viel seltener vorfindet, als es für die Würde der Menschheit zu wünschen wäre. Wenn nun ein Künstler, wie Mendelssohn, seine ganze Kraft zusammenraffte, um dem kleinsten Liede, welches ihm entströmte, die Vollendung zu geben, die ihm stets als Ideal vorschwebte, wenn er mit Anspannung seines vollen Könnens und Wissens Alles aufbot, um in seiner Kunst nach jeder Seite hin das Beste zu fördern, so verdient dies in der materiel sorgenfreien Stellung, die ihm beschieden war, sicherlich nicht weniger Anerkennung, als wenn er auf den Lohn seiner Arbeit hätte warten müssen, um seine Gläubiger zu befriedigen. Oder ist jene Vorliebe für den Jammer die unausgesprochene, am besten auch gar nicht zu nennende Empfindung, daß es des Guten zu viel sei, wenn sich das äußere Wohlergehen mit dem Glücke dichterischer Schöpfungskraft vereinigt? Sollte jene Vorliebe nicht aus einem Irrthum hervorgehen? Sollte die Genugthuung dessen, der kraftvoll die gemeine Sorge besiegt, nicht noch größer sein, als die Befriedigung desjenigen, an welchen sie nie herangetreten?

Sei dem wie ihm wolle, der Anblick jener geistigen Kämpfer, die, wie die Helden in Kaulbach's Hunnenschlacht, die Erde nicht berühren und in den Wolken nach dem Siege ringen, ist jedenfalls ein erfreulicherer, als der Anblick derjenigen, die, auf der Erde fechtend, den Staub aufwirbeln. Jene werden selbst zum Kunstwerk.

Der Anblick ihrer Lichtgestalten ist ein schöner, ganz abgesehen von den Palmen, die ihnen winken, und man sollte sich stolzer Freude hingeben, daß es, wenn auch allzu selten, dem Schicksal gelingt, einen wahrhaft freien Menschen hinzustellen.

Eine solche Lichtgestalt war Felix Mendelssohn. Genialste Begabung vereinigte sich bei ihm mit sorgfältigster Ausbildung, Freundlichkeit des Herzens mit Schärfe des Verstandes, gesellige Liebenswürdigkeit mit einsiedlerischem Ernst, spielende Leichtigkeit bei Allem, was er anfaßte, mit kräftigster Energie für jede höchste Aufgabe. Und ein edles Gefühl der Dankbarkeit durchdrang bei allem Guten, was ihm zu Theil wurde, seine lautere Seele. Diese im besten Sinne fromm zu nennende Gesinnung trug sicherlich viel zu seiner steten Bereitwilligkeit bei, Freude zu spenden und sich thätig theilnehmend zu erweisen. Auf ihn, wie auf Wenige, paßte das Wort des Dichters:

„Wenn er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein."

Wäre es denkbar, daß alle seine Werke der Vernichtung anheim fielen, so würde die Erinnerung an seine poetische Gestalt allein hinreichen, um dem deutschen Volke eine hohe Befriedigung zu gewähren in der Anschauung, daß eine solche Persönlichkeit aus seiner Mitte geboren wurde, blühte und reifte.

Wie herrlich würden ihn die Griechen als einen auserlesenen Liebling Apollon's und der Musen geehrt und gepriesen haben! Denn „Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab".